Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Vier Junker.

Erster Band.

Vier Junker.

Roman in drei Büchern

von

George Hesekiel.

Erster Band.

Berlin, 1865.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch.

Bunte Jugend.

Erstes Kapitel.

Die graue Excellenz.

„Das Blut des Vaters ist im Sohne mächtig,
Auch von der Mutter Jeder hat sein Erbe,
Und was ihm selber eigen kommt hinzu;
So ist des Menschen dreigespalten Wesen,
Das selbst die Weisen selten nur versteh'n.“
(A. Puschkin.)

Alte Leute, deren Erinnerungen noch in's letzte Jahrzehnt des abgewichenen Jahrhunderts zurückreichen, entsinnen sich ganz bestimmt noch der verwittweten Generalin von Berg auf Lygum, nämlich, wenn sie sonst in jenen Zwickel brandenburgischen Landes gekommen sind, von dem man lange Zeit nicht recht sicher gewußt hat, ob er zur Churmark, zur Altmark, oder zur Priegnitz gehört. Näher wollen wir, aus guten Gründen, die Lage des alten Hauses Lygum nicht bezeichnen.

Die graue Excellenz hat sich in jener Gegend ein gutes Andenken gestiftet und das ist noch so lebendig unter den Leuten, daß man die jungen Burschen und Mädchen jetzt von ihr reden hört, als sei sie erst gestern gestorben, obwohl sie bereits anno 1792 das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht hat.

Die Generalin von Berg war ein ächtes brandenburgisches Fräulein und zwar Eine von Quitzow und nachher wurde sie eine recht vollkommene brandenburgische Edelfrau, vor der die Leute überall einen ganz gewaltigen Respect hatten; mochte sie nun in ihrer Wirthschaftskammer erscheinen, oder ihren Ehrenplatz in der Kirche einnehmen, selbst bei sich Gäste empfangen, oder als Gast in den Saal des Königs treten, überall fand sie Respect, d. h. eine aus Liebe und Furcht gemischte Empfindung; es war aber bei ihr so, daß selbst die Leute, welche sie am Meisten fürchteten, sie doch noch ein wenig liebten und die, welche sie am Meisten liebten, die fürchteten sie auch am Meisten.

Der reiche General von Berg hatte die arme Charlotte von Quitzow geheirathet; natürlich nur, um für seine drei Kinder erster Ehe eine Mutter zu haben,

wie es gewöhnlich heißt, wenn ein Wittwer heirathet, aber Charlotte von Quitzow war eine schöne stattliche Person, weiß und zart, dabei fromm und klug, die konnte man wohl bei ihren neunzehn Jahren um ihrer selbstwillen heirathen und das wird mit dem General wohl auch der Fall gewesen sein, wenigstens liebte er sein junges Weib sehr und hat mit ihr eine sehr vergnügte, wenn auch kurze Ehe geführt.

Die graue Excellenz erzog die Kinder aus ihres Mannes erster Ehe mit Liebe und Strenge wie sie selbst erzogen worden war; von den Töchtern verheirathete sie die Aeltere, Louise, an den Lieutenant a. D. Gottfried Heinrich von Marnow auf Heidersdorf, die zweite, Sophie Dorothea, an den Major Hans Joachim von Margendorff, genannt Wassersuppe, welcher der letzte Adjutant ihres verewigten Gemahls gewesen war. Den Sohn mußte sie früh aus dem Hause geben, da er zum Soldaten erzogen werden sollte, aber grade dieser Sohn hing mit ganz besonderer Liebe an der Stiefmutter; er war ein vorzüglicher Reiteroffizier und machte eine glänzende Carrière, wurde sehr jung Obrist, verlor aber bei Torgau ein Bein und war nun gezwungen den Abschied zu nehmen.

Als pensionirter General lebte er mit seiner Mutter zusammen auf Lygum, wo sie die Herrin blieb, obwohl das Gut ihm gehörte.

Die graue Excellenz hatte Glück und Unglück im Leben gehabt, aber das Glück machte sie bescheiden und das Unglück tapfer und so verlor sie nie den Kopf.

Die Ehe ihrer älteren Tochter war keine glückliche; Gottfried Heinrich von Marnow war durchaus kein böser Mann, aber beschränkt und voll sonderbarer Schrullen und seine Frau war nicht klug genug, um ihn im Ganzen richtig zu lenken, wenn sie auch in einzelnen Fällen günstig auf ihn wirkte und den gänzlichen Verfall des Hauswesens auf Heidersdorf verhinderte. Der von Marnow war nie reich gewesen, die Mitgift seiner Frau hätte ihm aufhelfen können, aber er griff die Sache immer falsch an und kam jedes Jahr mehr zurück. Endlich starb Frau von Marnow und hinterließ zwei Kinder, eine Tochter, die, nach ihrer Tante Sophie Dorothee genannt, beim Tode der Mutter fast fünfzehn Jahr alt war, und einen Sohn von dreizehn Jahren, Traugott Heinrich geheißen. Zum großen Verdruß der grauen Excellenz, der jeder Verstoß gegen Sitte und Herkommen schmerz-

lich war, heirathete der Wittwer noch vor völligem Verlauf des Trauerjahrs wieder und zwar eine Fremde, eine Französin; nach ihrer Angabe ein Fräulein Fleury von Durbeillière, welche in erster Ehe mit einem süddeutschen Edelmann, einem Baron Renger von Rabenberg vermählt gewesen und aus dieser Ehe einen etwa sechszehnjährigen Sohn hatte. Die verwittwete Baronin Renger von Rabenberg hatte kein Vermögen; was ihr Gemahl, ein Abenteurer und lustiger Lebemann, übrig gelassen, gehörte dessen Sohne, aber sie brachte ihrem zweiten Ehemann eine Leibrente von sechshundert Thalern zu, welche sie sich bei ihrer ersten Vermählung gesichert. Niemand begriff, was den wunderlichen Herrn von Marnow zu dieser Ehe bewogen, die Leibrente allein konnte es doch unmöglich gewesen sein; im übrigen aber war die Dame gewiß einstmals sehr hübsch gewesen, sie war es indessen nicht mehr und in Berlin, wo Baron Renger von Rabenberg zuletzt eine Art von Geschäftsträger eines kleinen Fürsten gewesen, pflegte man sie boshaft die „schwarze Katze" zu nennen.

Die andere Tochter der Generalin, die Majorin von Margendorff war sehr glücklich verheirathet, sie

hatte das Haus voll Kinder und ihr ältester Sohn, Hans Carus, stand bereits als Cornet beim Regiment Leibcarabinier.

In allen Familien mit denen sie verwandt, oder auch nur bekannt war, hatte die graue Excellenz eine fast unbestrittene Autorität, die übrigens nie mißbraucht, nie herrschend zur Geltung gebracht wurde, die aber mit ihren freundlichen und eindringenden Rathschlägen sich zahlreicher Erfolge rühmen konnte. Wie manche Bitte, welche heimlich in's Schloß nach Lygum kam, wurde ebenso still und heimlich erfüllt! es erfuhr Niemand davon. Die graue Excellenz war stets zu helfen bereit, am liebsten aber in ihrer Familie. Alljährlich im Herbst pflegte sie auch ihre Töchter mit ihren Kindern auf ein paar Tage zu sich kommen zu lassen; kamen die Männer mit, so war's ihr um so lieber und was dann irgend zur Familie sich rechnete wurde nach Lygum eingeladen, so daß das weitläufige Schloß oft keinen Raum mehr bot. Da wußte die Generalin für Unterhaltung zu sorgen; Jedem geschah was ihm wohl that, heitere Tage waren das im alten Hause, wenn draußen auch der Herbststurm heulte!

In den achtziger Jahren einmal im October war's,

hatte die graue Excellenz wiederum die Familie um sich gehabt; der Major von Margendorff war mit seiner ganzen Wirthschaft gekommen, fröhlich wie immer; der Aelteste, der Herr Cornet von den Leibcarabiniers, war voraufgeritten, der Jüngste hatte auf dem Schooß der Mutter gesessen und zwischen diesen beiden Söhnen lachten, flüsterten, wisperten und zischelten sechs kleine Fräuleins, rothwangig und blauäugig allesammt. Nach dem Major rückte der Hauptmann Josias von Templin auf Wolde ein mit seiner bleichen, stillen, ängstlichen Frau, die war eine Schwester des von Marnow auf Heidersdorf und besonders von der Generalin bevorzugt. Der reiche Hauptmann von Templin war längst außer Diensten, dabei ein etwas roher Gesell und seine Frau fürchtete sich gewaltig vor ihm, aber er fürchtete sich doch beinahe noch mehr vor der grauen Excellenz und wäre gewiß nicht zu ihr gekommen, wenn er sie nicht eben auch geliebt hätte. Dieses Ehepaar hatte nur einen Sohn, Carl Josias von Templin, der, kaum zwölf Jahre alt, sich ganz nach des Vaters Beispiel richtete, was diesen mit hohem Stolz erfüllte und ihm die höchste Meinung von der Bedeutung seines Stammhalters gab.

Gottfried Heinrich von Marnow kam zum ersten Male nicht, er entschuldigte sich mit der zarten Gesundheit seiner geliebten Gemahlin; die Generalin zuckte die Achseln darüber, ohne ein Wort zu sagen; doch hatte der von Marnow seine Kinder gesendet, den Junker Traugott Heinrich und Fräulein Sophie Dorothee und den Sohn aus der ersten Ehe seiner zweiten Gemahlin, den jungen Baron Amandus Renger von Rabenberg. Alle diese und noch eine gute Anzahl anderer Vettern und Basen waren vierzehn Tage und drüber in Lygum guter Dinge beisammen gewesen, dann waren sie, von der grauen Excellenz wie immer reich beschenkt, entlassen worden.

„Die jungen Leute dürfen die Fühlung an der Familie nicht verlieren!" das war ein Wort, welches die Generalin von Berg oft wiederholte, sie that sich dabei etwas zu Gute auf den militairischen Ausdruck „Fühlung."

An dem Tage, an welchem die letzten Gäste Lygum verlassen haben, finden wir die graue Excellenz mit ihrem Stiefsohn, dem einbeinigen General, in einem ziemlich räumlichen Gemach, welches sie immer des Abends aufsuchten, wenn sie allein waren.

Die Wände dieses Zimmers sind mit braungelben Ledertapeten beschlagen, die, mit goldenen Blumen phantastischer Art bedruckt in stumpfem Glanze matt schimmern; breite Bänke mit Lederpolstern laufen rings an den Wänden hin und in der heimlichen Ecke hinter dem großen Ofen, der weit in das Gemach vorspringt, sehen wir einen hübschen Tisch, dessen Platte ein Schachbrett bildet, nebst zwei hochlehnigen Sesseln, deren steife Rückwände mit gestickten Kissen versehen sind, welche die vereinigten Wappen von Berg und von Quitzow zeigen. Rechts sieht man die weiße Kirchenfahne von Berg im blauen Feld, links den von Roth und Silber schrägrechts getheilten Quitzow-Schild mit den beiden Sternen, mit gewechselter Farbe darin; Alles ganz genau nach den Regeln der Heraldik. Für diese Wissenschaft hegte die graue Excellenz eine ganz besondere Vorliebe und man sagte allgemein, daß sie sehr stark darin sei.

Es war ein heimliches Plätzchen hinter dem großen Kachelofen, doppelt heimlich, wenn der Herbststurm draußen so gewaltig heulte wie an diesem Abend. Die graue Excellenz hörte den Sturm gern heulen und ihr Sohn, der invalide Kriegsknecht, wie er sich

selbst nannte, der hörte ihn fast noch lieber; nun, dieses Gelüst konnten sie befriedigen, das Schloß Lygum stand auf einem nicht ganz unbedeutenden Hügel und das Thurmgemach war auf dem äußersten rechten Flügel, der von zwei Seiten vom Winde bestrichen werden konnte. Eine Reihe von größern Teichen trennte hier das Schloß von einem umfangreichen und trefflich bestandenen Laubwalde, auf den die Generalin sehr stolz war.

Der Herbststurm heulte durch den Eichwald, fuhr über die Wasser herauf, daß sie sich plätschernd regten, und schlug an die Fenster des Thurmgemachs, daß die Scheiben klirrten; hinter dem Ofen aber auf hohem Stuhl saß die graue Excellenz an ihrem Spinnrad emsig spinnend, der General dagegen, ihr Stiefsohn, rauchte aus einem riesigen Meerschaumkopf und starrte in die unruhigen Flammen der beiden Kerzen, Talgkerzen, die im Hause selbst gegossen wurden, welche in Leuchtern von gelbem Messingdraht auf dem Schachbretttischchen zwischen ihm und seiner Mutter standen.

Es herrschte damals in vielen Dingen noch große Einfachheit selbst in den reichern Häusern des brandenburgischen Landadels; so bediente man sich u. A.

der Wachskerzen nur bei festlichen Gelegenheiten und selbst die vornehmsten Damen saßen noch am Spinnrad.

Die graue Excellenz war auch in ihrer äußern Erscheinung durchaus noch unverfallen, obwohl sie sich schon den siebziger Jahren näherte; ihre Gestalt war voll, ohne zu stark zu sein, ihr Antlitz war nicht welk sondern gesund und frisch, etwas breiter geworden als es gewesen sein mochte, auch etwas röther; die Lippen verriethen noch immer, daß sie einst gar lieblich gelächelt und unter der prachtvollen Stirn, die mit dichtem silbergrauem Haar umrahmt erschien, leuchteten ein Paar große Augen, deren schönes tiefes Blau freilich in ein lichtes Grau verblaßt war, die sich aber ihren eigenthümlichen Glanz fast ungeschwächt bewahrt hatten. Die Generalin trug ein dunkelblaues Häubchen von Seide, dessen breite Bänder lose niederfielen auf die breite Pelerine von braunem Sammet, die sie seit vielen Jahren schon trug und nur in den wärmsten Sommertagen abzulegen pflegte.

Die graue Excellenz spann eifrig mit ihren feinen und wohlgeformten, aber durchaus nicht mehr weißen Fingern, die mit Ringen von allen Arten und Formen wie belastet erschienen; nur zuweilen erhob sie den

Blick und schaute halb spöttisch, halb milde freundlich auf den Sohn, der mit immer größerm Eifer dampfte, sonst aber fortfuhr, der wilden Musik des Sturmes draußen zu lauschen und in die Flammen der Lichter zu starren.

Der General von Berg war schwerlich jemals ein auch nur leidlich hübscher Mann gewesen; Nase, Mund und Auge paßten nicht zu einander, sie standen so zu sagen unordentlich in dem großen, breiten Gesichte herum und es sah beinahe aus, als sei die tiefe Narbe, die von der rechten Schläfe bis auf die Oberlippe lief, dazwischen gefahren, um Ordnung in dieses Gesicht zu bringen. Das war ihr indessen nicht gelungen und so vermehrte sie nur den eigenthümlichen Eindruck, den dieses Antlitz auf Jeden machte, der es zum ersten Male sah. Betrachtete man den General von Berg genauer, so wurde man freilich andern Sinnes: die Nase war an sich edel geformt, sie paßte nur eben nicht in dieses Gesicht, der Mund war fein, sein Lächeln geistvoll, die Stirn trotzig, die Augen weich und träumerisch. Des Generals Antlitz war glattrasirt, das Haar gepudert und in einen starken Zopf gebunden, das etwas fette Kinn, das ebenso

wenig wie die Nase zum Gesicht paßte, ruhte auf einer dicken weißen Mousselincravatte, in der Brustkrause blitzte ein Diamant in schwerer alterthümlicher Fassung, die Weste von bunter Seide hatte einen Stehkragen; ein langer, blauer Rock von militairischem Schnitt, mit goldenen Brandenbourgs vollendete den Anzug; doch möchten wir noch bemerken, daß der General eine gelbe Culotte und an dem einzigen Bein, welches er noch sein nannte, einen feinen weißen Strumpf und einen Stiefel mit glänzend lackirter gelber Stulpe trug. Das war die Tracht eines feinen alten Herrn von damals.

Uebrigens würde man sich irren, wenn man glaubte, die Erscheinung des Generals von Berg habe einen komischen, oder lächerlichen Eindruck gemacht, durchaus nicht; sein Gesicht konnte in Verwunderung setzen, wenn er einem Fremden entgegenstampfte mit seinem Holzbein, aber man lachte nicht, ja, man lächelte nicht einmal, so imponirend war die Haltung des alten Reiters von Torgau und wenn man mit ihm sprach, dann schwand vollends jede Spur von Lächerlichkeit, denn General von Berg wußte so allerliebst Conversation zu machen, so fein zu spotten, so artig zu un-

terhalten, daß man in der ersten Viertelstunde schon völlig hingerissen war und nur mit tiefster Achtung eine Prise Spaniol aus der Porcellaindose mit goldener Einfassung nahm, deren Deckel den Plan der Schlacht von Torgau zeigte. Diese Dose war ein Geschenk des großen Friedrich an den General; er ließ sie nie von sich, ebensowenig wie ein Rohr mit einem Porcellain-Knopf, das stets an seinem Stuhl lehnte; dieses Rohr hatte ihm der Prinz von Preußen, der unglückliche Bruder des großen Königs, geschenkt.

„Dir ist wohl recht gut zu Sinne, General," begann die graue Excellenz plötzlich, „daß Du Mal wieder allein bist und auf den Sturm passen und bei der Pfeife träumen kannst?"

Bei dem Tone dieser lauten, hellen, aber nicht unangenehmen Stimme fuhr der Träumer auf, ein Lächeln irrte auf seinem Gesicht herum, er hatte wohl die Stimme der Generalin vernommen, aber er hatte nicht gehört, was sie gesagt.

„Pardon, chère Maman!" rief er, „Sie sagten liebste Mutter?"

„General," entgegnete die Excellenz lachend, „Du bist ein guter Reiteroffizier gewesen, der große König

hat es selbst gesagt, aber eigentlich hast Du doch wohl Deine Bestimmung verfehlt!"

„Nein, Mama," versetzte der General lebhaft, „ich bitte Sie, ich hätte es in der Civilcarrière zu nichts gebracht, ich kann die Diplomaten nicht leiden!"

„Ja, aber ein Poet hättest Du werden sollen!" meinte die Generalin.

„Nun," erwiderte der General mit leichtem Lächeln, indem er bedächtig eine Prise nahm und die Stäubchen vom Jabot klopfte, „ich denke, daß ich ein Poet bin und zwar kein schlechter, wenn ich auch keine Verse mache!"

Die graue Excellenz schüttelte leicht den Kopf, diese Subtilität gefiel ihr nicht, sie sagte: „dann wärest Du auch wohl ein guter Cavallerie-Officier gewesen, auch wenn Du nie zu Pferde gestiegen wärest?"

Die Frage schlug den General aus dem Felde, weil er sofort begriff, daß er nicht im Stande sein werde, seiner Mutter klar zu machen, wie man ein Dichter sein könne, ohne Verse zu schreiben; er ließ sich ruhig ein wenig necken und brachte dann mit großer Gewandtheit das Gespräch auf ein anderes Thema.

„Die kleine Sophie Dorothee verspricht ein recht hübsches Frauenzimmer zu werden, sie ist es schon, sie ist hübscher als ihre arme Mutter jemals gewesen!“

„Ja, hübsch genug ist die Dirne,“ entgegnete die graue Excellenz nachdenklich, „und Gott hat ihr mancherlei Gaben verliehen, aber mir ist bange um sie, denn der von Marnow war von je wunderlich und seine neue Frau soll ein tolles Frauenzimmer sein; da ist für ein solches Kind nicht viel Gutes zu hoffen, indessen, wenn mir Gott das Leben noch eine Weile läßt, will ich zeitig für einen ordentlichen Ehemann sorgen, der ist denn doch der eigentliche Erzieher; viel mehr Sorge als das Mädchen machen mir die jungen Menschen!“

„Wer? Wen meinen Sie, liebe Mutter?“ fragte der General aufhorchend, indem er seine ausgerauchte Pfeife neben sich legte.

„Die vier Junker meine ich, die wir in diesen letzten Wochen hier bei uns gehabt haben!“ sagte die Generalin mit einiger Schärfe.

„Es sind gute, lustige Jungen!“ meinte der General mit der Dose spielend.

„Lustig genug sind sie," fuhr die Greisin fort, „aber die Lustigkeit ist eigentlich auch das einzige Gute, was ich an den Burschen bemerkt habe!"

„Ich bitte, Maman, nehmen Sie wenigstens Hans Carus aus," rief der General lebhaft, „das ist ein Cornet, wie man sich ihn nicht besser wünschen kann, mir lachte das Herz im Leibe, wenn ich den Burschen zu Pferd sah!"

„Man sitzt aber nicht immer zu Pferd, General," bemerkte die Excellenz scharf, „übrigens," fügte sie milder hinzu, „will ich Dir gern zugeben, daß von den Vieren der Hitzkopf bei Weitem der Beste ist; für ihn hege ich auch am Wenigsten Sorge, er wird ein edler Mann werden, wie sein Vater, wenn er seine Hitze und seinen Stolz zeitig genug beherrschen lernt!"

„Das freut mich! Das freut mich!" rief der alte Reiter.

„General," tadelte die Excellenz, „da freuest Du Dich nun, daß ich Deinen Liebling lobe, an die Andern alle hast Du gar nicht gedacht, so wie Du Dich auch nicht viel um sie bekümmert hast, während sie hier waren. Ich sage Dir, das ist ein Fehler, der

schon mancher guten Familie groß Herzeleid gebracht hat; Du willst Dich immer nur um die Verwandten bekümmern, die Dir gefallen, das ist unrecht; ich sage Dir, Diejenigen Deiner Verwandten, die Dir nicht gefallen, haben ebenso viel Ansprüche an Dich; um sie grade müßtest Du Dich am Meisten bekümmern, denn sie bedürfen Deiner vielleicht mehr als die Andern; so verstehe ich die Pflichten, welche die Familie ihren Mitgliedern auferlegt!"

„Sie haben recht, wie immer, liebste Mutter!" versetzte der General aufrichtig.

„Die arme Templinin dauert mich," fuhr die Generalin fort, „der Junker Josias wird ein vollendeter Rüpel, wenn da nicht bald Einhalt gethan wird; der Herr Vater ist vernarrt in den Burschen, er erzieht ihn förmlich zum Rüpel; wie sollte er ihn auch besser erziehen, da er selbst kaum was Anderes ist; die arme Frau zittert fortwährend vor ihrem Manne, das ist schlimm, aber sie fürchtet sich auch schon vor ihrem Sohne, das ist das Schlimmste. Aber da ist doch noch zu helfen, da habe ich doch noch die Hand im Hause und ich denke, es wird mir gelingen, den Bengel auswärts unter strenge Zucht zu bringen, im schlimm-

sten Falle nehme ich ihn hierher auf ein Jahr. Am Meisten bin ich aber um den Heinrich in Sorge, da kann ich nichts thun, der jungen Frau von Marnow wegen; Einfluß habe ich auf den Vater schon bei Lebzeiten unserer armen Louise nicht gehabt und der Junge grade bedürfe recht sehr einer freundlich leitenden Frauenhand, er ist herzlich und gut, aber auf dem Wege ein vollendeter Queerkopf zu werden!"

„Behüt's Gott, liebste Maman!" rief der General lachend, „da haben wir ja eine hübsche Zukunft für die Familie vor uns, mein Hans Carus ein Hitzkopf, der Junker Josias ein Rüpel, der kleine Heinrich ein Queerkopf, schließlich ist's noch ein Glück, daß der verkehrte Marnow die schwarze Katze von Berlin geheirathet hat, vielleicht bringt der Herr Baron Renger von Rabenberg noch den meisten Glanz an unsere Familie, zu welcher er freilich eigentlich nicht gehört. Was sagen Sie zu dem jungen Baron Amandus, liebste Mutter?"

„Von diesem jungen Menschen wollte ich hauptsächlich mit Dir reden, General!"

Der General fuhr zusammen und richtete einen scharfen Blick auf seine Mutter, denn ihre Stimme

klang so ernst und so feierlich, wie sie selten klang.

„Ich will Dir einen Vorfall aus meinem Leben erzählen, General," fuhr die graue Excellenz fort, „den ich noch Niemandem, außer Deinem seligen Vater, erzählt habe!"

Der General verbeugte sich und blickte voll Spannung auf die Greisin, diese aber schob ihr Spinnrad bei Seite, lehnte sich zurück, so weit es die steile Stuhllehne irgend gestattete, ließ die Hände im Schooß liegen und erzählte, nachdenklich vor sich niederblickend, wie folgt: „Etwa ein Jahr war ich verheirathet, als mich der General, mein Gemahl, zum ersten Male hier in Lygum allein ließ. Er reiste in Geschäften nach Hamburg; freilich bot er mir an, die Reise mitzumachen, ich aber glaubte ihm gefällig zu sein, wenn ich hier blieb, um die Ausführung einiger baulicher Veränderungen zu überwachen, welche er angeordnet und begonnen hatte. Ich blieb also hier und hegte wegen meines Alleinseins durchaus keine Besorgnisse, freilich war ich noch ein junges Ding, noch lange nicht einundzwanzig Jahr alt, aber das Fürchten war mir in meinem Leben bis

dahin selten vorgekommen, ich kannte es eigentlich nicht und überdem, was sollte ich denn fürchten? War doch eine zahlreiche und zuverlässige Dienerschaft im Schloß. Es vergingen fast drei Wochen, die Bauhandwerker hatten ihre Arbeiten beendet und es war Alles wohlgelungen. Ich brachte das Haus wieder in Ordnung, wie's mein Gemahl liebte und freute mich im Voraus darüber, daß er Alles nach seiner Zufriedenheit eingerichtet finden werde. Jeden Tag konnte ich seine Rückkehr erwarten.

Eines Abends begab ich mich zu späterer Stunde als gewöhnlich in mein Schlafgemach und schickte, wie ich's jeden Abend that, die alte Esther fort, als sie den Leuchter auf das Tischchen am Kamin gesetzt. Ich war gewohnt, von Kindheit auf, mich allein an- und auszukleiden, ich hatte darum keine Jungfer; Esther, welche die Amme Deiner beiden Schwestern gewesen, besorgte, was unumgänglich nöthig war. Ich schlief damals mit Deinem Vater in dem großen gelben Zimmer auf dem Abendflügel; mein Gemahl liebte jene stillen, abgelegenen Räume fern von der Treppe, die damals nur durch den krummen Corridor, dessen Du dich wohl noch erinnerst, zu erreichen

war. Von den beiden kleinen Gemächern neben dem gelben Zimmer diente mir das zur Rechten nur zum Ankleidezimmer, ich hatte meine Garderobe dort; in dem zur Linken bewahrte Dein Vater einige alte Bücher und Waffen.

Ich dachte gar nicht daran, daß ich hier von aller Dienerschaft abgeschieden war; freilich hatten wir einen Klingelzug, der aber führte in das Treppenzimmer, in welchem Ferbitz, Deines Vater's Jäger, schlief, diesen Jäger indessen hatte Dein Vater mit nach Hamburg genommen und ich war dahinten wirklich von aller menschlichen Hülfe abgeschnitten. Eure Kinderstube war eine Treppe höher. Daran dachte ich indessen an jenem Abend gar nicht, sondern befand mich recht behaglich in dem alterthümlichen Gemach, in welchem übrigens nur unsere Betten unter einem großen Himmel standen und zwei Armstühle nebst einem Leuchtertischchen vor dem Kamin, in welchem auf Befehl Deines Vaters jeden Abend Feuer angezündet wurde. Er liebte es, dort noch eine Viertelstunde vor dem Schlafengehen zu sitzen und zu plaudern. Als ich mein Nachtkleid angelegt hatte, setzte ich mich auf meinen gewohnten

Platz neben dem Kamin, das Feuer brannte nicht mehr hell und ein röthlicher Schimmer überzog die gelben Damasttapeten, die Fenstervorhänge und die Gardinen des Himmelbettes; ich dehnte mich behaglich, denn ich war müde, während ich meine Haarflechten auflöste. Der Kamm fiel mir aus der Hand und als ich mich bückte, um ihn wieder aufzuheben, rollte mir mein Haar wie ein Schleier über das Gesicht; nun, durch diesen Schleier sah ich, indem ich mich wieder aufrichtete, daß sich der Vorhang des letzten Fensters bewegte, ich sah dort in der Falte des Vorhangs eine Hand, an deren Mittelfinger ein Siegelring mit einem großen grünen Stein war, ich sah ein bleiches, grimmiges Gesicht und zwei große, schwarze, stechende Augen darin. Alles das sah ich, aber nur einen Moment, im nächsten fiel die Portière wieder zusammen und die ganze Erscheinung war verschwunden.

In jenem Augenblicke lernte ich die Furcht kennen, meine Pulse klopften, ich fühlte, daß kalter Schweiß auf meine Stirn trat, aber ich faßte meine ganze Kraft zusammen und blieb ruhig sitzen. Ich machte mir klar, daß hier keine Flucht möglich war,

denn mit zwei Schritten konnte mir der Versteckte den Weg zur Thür vertreten; ich wußte, daß Niemand meinen Hülferuf hören könne, kurz, ich fühlte, daß ich in der Gewalt jenes bleichen Gesichtes hinter dem Fenstervorhang war. Was wollte er aber? General, ich war damals ein junges und auch schönes Weib und ich hatte das bleiche Gesicht des Versteckten auf der Stelle erkannt; ich hatte die stechenden Augen schon gesehen, ja, auch die knochigen Finger und den großen Siegelring mit dem grünen Stein erkannte ich auf der Stelle wieder, ich wußte, wem das Alles angehörte und wäre ich eine eitle Närrin gewesen, wahrlich! ich hätte glauben können, es habe sich da ein kühner Liebhaber versteckt, ich war aber so thöricht nicht, obwohl mir der Mann da hinter dem Vorhang wenige Wochen zuvor schmeichelnde Worte genug gesagt hatte.

Am letzten Geburtstage meines Gemahls waren, wie gewöhnlich, Viele gekommen, um ihre Glückwünsche abzustatten, lauter Herren, denn es war schon bekannt, daß es auf Lygum am Geburtstage des Generals stets etwas wild zugehe, auch waren Wetter und Weg sehr schlecht. Unter den Gästen

befand sich auch ein Fremder, ich konnte mich damals nicht gleich erinnern, wer ihn mitgebracht, der mir, bevor wir zur Tafel gingen, beinahe unverschämt den Hof machte; ich kümmerte mich nicht weiter um den Narren, aber seine stechenden Blicke und der große Siegelring mit dem grünen Stein am knochigen Mittelfinger, die blieben mir im Gedächtniß. Nach aufgehobener Tafel entfernte ich mich auf einen Wink meines Gemahls, die Herren aber blieben bei Karten, Taback und Wein den ganzen Abend und die ganze Nacht zusammen, wie das fast immer an Deines Vater's Geburtstage war. Der letzte Schlitten fuhr erst fort, als ich schon wieder aufstand. Später erzählte mir mein Gemahl verdrießlich, daß in jener Nacht das Spiel sehr hoch getrieben worden sei; es war ihm unangenehm, daß Einer seiner Freunde in seinem Hause eine sehr beträchtliche Summe verloren und er schalt auf den Fremden, den er in Verdacht des unredlichen Spiels hatte; er meinte, es sei ein süddeutscher Abenteurer, der aber hohe, oder doch sehr vornehme Verbindungen habe. Uebrigens hatte ihn Vetter Fritz, der Domherr, aus Havelberg mitgebracht; man hatte ihn Baron titulirt, den Namen hatte Dein

Vater entweder gar nicht verstanden, oder ganz vergessen.

Ich war aber überzeugt, daß es jener Baron war, der hinter der Fensterportière versteckt stand; was wollte er? ich war ferner überzeugt, daß ihn nicht meine Reize hierher geführt hatten, der fremde Abenteurer wollte hier stehlen, der falsche Spieler wollte rauben, rauben und morden, wenn's nöthig. Er mochte bei seinem Hiersein unser Schlafzimmer ausspionirt haben und vermuthen, daß wir Schmuck- und Werthsachen hier bewahrten. Das war auch richtig, denn im Nebenzimmer befand sich in meinem Schranke eine Kassette mit einem werthvollen Schmuck. Freilich fragte ich mich auch, warum der Kerl den Schrank nicht vorher geplündert, er war nicht einmal verschlossen; warum er meine Ankunft abgewartet, aber mochte es der Elende nun auf meine Person, oder auf einen Raub abgesehen haben, ich fühlte, daß ich mich in der größten Gefahr befand. Er konnte jetzt nicht rauben, ohne zu morden und ich war hilflos. Da fielen meine Augen auf einen Degen Deines Vaters, der am Kamin lehnte, ich konnte ihn ergreifen, blank ziehen und mich auf den Ver-

steckten stürzen, vielleicht konnte ich ihn durchbohren, bevor er sich aus den Falten des Vorhangs herauswickelte — ja, aber ich zitterte und hatte nicht den Muth dazu. Da kam mir ein anderer Gedanke, die Thür zu meinem Ankleidezimmer war geöffnet, wenn ich mich dahinein warf? Aber, ach! ich erinnerte mich, daß jene Thür keinen Riegel hatte und der Schlüssel steckte auf dieser Seite im Schloß.

Ich dachte, der Kopf müsse mir springen, gab es denn keine Rettung für mich? Wieder fielen meine Blicke auf die offene Thüre des Ankleidezimmers. Da stieg plötzlich ein Gedanke in mir auf, der mich mit neuer Hoffnung erfüllte. Wenn ich den Versteckten in das Ankleidezimmer locken konnte, dahin locken durch einen Köder, wie man Vögel und Wild lockt? Ich hatte den Köder, denn gewiß nur Gewinn- und Habsucht hatten ihn hierher geführt, der Abenteurer raubte und stahl sicher lieber ohne Mord, wenn's sein konnte. Ich war gerettet, wenn ich ihn verleiten konnte, in das Ankleidezimmer zu treten. Es war eine schwere Aufgabe zu lösen, aber ich hatte plötzlich wieder Vertrauen zu mir selbst. Ich wußte, daß ich mich durch keine Bewegung verrathen durfte,

ich wußte, daß mich zwei stechende Augen rastlos bewachten, ich ordnete langsam mein Haar und warf dann einige Holzstücke in's Feuer. Darauf sagte ich halblaut: „ich bin noch gar nicht müde, ich mag nicht zu Bette gehen, ich werde meine Schmucksachen betrachten!“ Nach diesen Worten, nie vorher und nie nachher in meinem Leben sind mir Worte so schwer geworden, nahm ich die Kerze und das Schlüsselbund und schritt nach der offenen Thür. Als ich dieselbe eben erreicht hatte, krachte plötzlich ein Bret hinter mir, mein Blut stockte, folgte mir der Versteckte, so war es mein letzter Augenblick, aber es blieb still und ich faßte neuen Muth. Mit größerem Geräusch öffnete ich den Schrank, nahm die Kassette heraus, stellte sie auf den Tisch und die Kerze daneben; nun setzte ich mich so, daß mein Feind jede Bewegung von seinem Versteck aus beobachten konnte. Ich schloß das Kästchen auf und breitete den blitzenden und funkelnden Inhalt auf dem Tisch vor mir aus. Jedes Stück nahm ich einzeln in die Hand, hielt es dicht an's Licht, bewegte es hin und her, daß die Steine Feuer sprühten. Fast eine halbe Stunde spielte ich so mit meinem

Schmuck, aber schaudernd biß ich zuweilen die Zähne aufeinander. Endlich stand ich gähnend auf, ließ den Schmuck ausgebreitet auf dem Tisch und sprach halblaut vor mich hin: „die Nacht über kann Alles liegen bleiben!“ Dann nahm ich die Kerze, trat in das Schlafzimmer zurück, löschte das Licht aus, legte mich in mein Bett und zog die Vorhänge zu.

Zuerst hatte ich nur eine angenehme Empfindung, daß ich nach dem langen Zwang ruhig liegen bleiben, meine schmerzenden Glieder ausstrecken, meinen brennenden Kopf auf die Kissen legen konnte, dann kam das Bewußtsein meiner schrecklichen Lage auf's Neue über mich. Minuten vergingen; es war ganz still, ich hörte das Knistern des Feuers im Kamin, ich hörte das ferne Bellen der Hunde, es schlug zwölf Uhr. Mit geschlossenen Augen und wie eine Schlafende tief Athem holend lag ich da. Je länger es still blieb, desto furchtbarer wurde meine Lage, ich glaubte schon Stunden gelegen zu haben, als ich endlich in der Fensterecke ein leises Geräusch vernahm. Er kam also hervor, ging er zuerst zu den Juwelen, um sie zu stehlen? oder kam er zuerst zu mir, mich zu morden? Ich wagte die Augen nicht zu öffnen,

nicht die kleinste Bewegung zu machen; mehrmals war es mir, als kämen die leisen Schritte auf mein Bett zu. Endlich, endlich, die Angst schärfte mein Gehör, erkannte ich deutlich, daß der Feind sich entfernte, dabei aber mehrmals still stand, um zu horchen. Ich wollte die Augen öffnen, sie waren wie zugeklebt, mit krampfhafter Anstrengung riß ich sie auf. Jetzt sah ich meinen Gegner; so dunkel das Zimmer war, so verbreitete die Kohlengluth doch einen Schimmer, der mir die Gestalt meines Feindes in der Thür des Ankleidezimmers zeigte. Mein Köder hatte gewirkt, der Elende wendete den Kopf, ich schloß sofort meine Augen, obwohl er mich hinter meinen Vorhängen nicht sehen konnte. Als ich die Augen wieder öffnete, war in dem Ankleidezimmer Licht, ich sah ihn, er kehrte mir den Rücken zu, er beugte sich über den Tisch und steckte meine Juwelen ein. Meine Zeit war gekommen, ich faltete meine Hände und betete, dann ließ ich leise meine Füße aus dem Bett zur Erde gleiten, ich stand und ich zitterte nicht, dann schlich ich zur Thür des Ankleidezimmers, schon streckte ich meine Hand nach der Klinke der Thür aus, da stieß mein Fuß an Etwas, so leicht

das Geräusch war, so hörte er's doch und wendete sich um, ich stürzte auf die Thür, drückte sie zu und wollte sie verschließen, er aber warf sich dagegen und so entstand ein Kampf; ein Kampf auf Leben und Tod, ich wußte, daß ich verloren war und Zoll nach Zoll drängte er die Thür zurück, da raffte ich meine ganze Kraft zusammen und krachend schlug die Thür zu, während ich im selben Moment den Schlüssel umdrehte und einen gellenden Hilfeschrei ausstieß. Meine Kraft war zu Ende, ich sank zu Boden, aber ich verlor die Besinnung noch nicht, ich hörte ihn leise fluchen und schnaubend, mit Aufbietung aller seiner Kräfte, sich gegen die Thür stemmen. Zum Glück war dieselbe aus festen Eichenbrettern tüchtig gefügt. Darnach erst schwanden mir die Sinne und als ich wieder zur Besinnung kam, da waren schon Wochen vergangen seit jener Nacht; mein Gemahl saß an meinem Bett, ich genas von einem schweren Nervenfieber; gesund bin ich wieder geworden, aber mein Haar war grau geworden in jener Nacht und es ist grau geblieben, darum haben mich die Leute seitdem die graue Excellenz genannt, was mir wie kein Schimpfname vorgekommen ist

und darum habe ich's mir ruhig gefallen lassen, die grauen Haare standen mir wirklich seltsam zu dem jungen Gesicht!"

Die Generalin hielt einige Minuten inne, die Erzählung hatte sie sichtlich angegriffen; ihr Sohn sah ihr bewegt in's Antlitz, die Herbststürme pochten mit schlotternder Hand an's Fenster und die Lichter brannten trübe.

„Als ich Deinem Vater," fuhr die Greisin endlich fort, „die Ereignisse jener Schreckensnacht mitgetheilt, ihm auch meine Ueberzeugung nicht verschwiegen, daß ich in meinem Feinde jenen Baron erkannt, staunte er nicht wenig; dann erzählte er mir zunächst, daß er, am Morgen zurückkehrend, mich besinnungslos im Schlafzimmer gefunden und sofort zu Bett gebracht habe. Selbstverständlich hatte er damals keine Ahnung von dem, was vorgegangen und sorgte nur für mich. Das Ankleidezimmer war geöffnet worden, um Wäsche für mich zu holen; es war Keinem aufgefallen, daß es verschlossen war, obwohl das sonst nie der Fall gewesen. Dein Vater erinnerte sich jetzt, daß das nach dem Garten gehende Fenster geöffnet gewesen; auch das war ihm nicht

aufgefallen. Ich ließ ihn nach meinem Schmuck sehen, er war gestohlen, die Kassette stand leer im Schrank, ganz so, wie ich sie in jener Nacht hingestellt. Jetzt erst glaubte mir mein Gemahl und bekannte mir, daß er bis dahin meine Erzählung für eine Fieberphantasie gehalten. Mein Schmuck, Saphiren, Diamanten und Perlen, war über dreitausend Thaler werth, mein Gemahl aber wollte trotzdem den Dieb nicht verfolgen; ein Mal, weil es doch vergeblich gewesen sein würde, der Baron hatte fast fünf Wochen Zeit gehabt, sich zu salviren und seine Beute in Sicherheit zu bringen, dann aber, und das war für ihn die Hauptsache, scheute er die Oeffentlichkeit. Ich bin über sechszig, sagte er, es wäre zu viel Stoff für die Medisance, wenn es bekannt würde, daß ein Baron im Schlafzimmer meiner zwanzigjährigen jungen Frau versteckt gewesen, an den Diebstahl würde Niemand glauben! So sprach Dein Vater und er hatte Recht; wir beschlossen, die Sache geheim zu halten und haben mit Niemandem darüber gesprochen, Du bist der Erste, den ich sie erzähle. Ich denke mir, daß Dein Vater in der Stille wohl nach dem fremden Baron geforscht haben wird, er

muß aber nichts erfahren haben, wenigstens hat er mir niemals etwas mitgetheilt. Bis auf den heutigen Tag aber ist mir es unbegreiflich, daß sich der Fremde ebenso unbemerkt aus dem Schloß zu entfernen gewußt, wie er hineingekommen."

Die graue Excellenz schwieg, der General sah ihr fragend in's Gesicht.

„Ich verstehe Deine Frage wohl," sagte die alte Frau ruhig, „ich werde gleich zur Sache kommen. Als dieser junge Baron Amandus Renger von Rabenberg, der nun der Stiefsohn unseres armen Marnow geworden, hier erschien, da wurde mir auf den ersten Anblick klar, daß mir sein Gesicht, fast noch mehr aber seine Haltung, nicht fremd. Ich beobachtete ihn scharf, es waren viele Jahre seitdem verflossen, aber das ganze Wesen des jungen Menschen erinnerte mich an jenen fremden Baron, welcher mir damals an jenem Geburtstage Deines seligen Vaters in so unverschämter Weise den Hof machte; die schwarzen Augen hatten ganz den stechenden Blick meines Feindes in jener furchtbaren Nacht; ich zweifelte nicht mehr daran, daß er der Sohn jenes Diebes sei, aber zur Gewißheit wurde meine Meinung,

als ich an des jungen Herrn Hand den alterthümlichen Siegelring mit dem grünen Stein sah, den ich erst an der Hand des Baron's, dann an der Hand meines Feindes in jener Nacht gesehen. Ich erkannte den Ring auf der Stelle, er ist von so eigenthümlicher Form, daß eine Verwechselung gar nicht denkbar, indessen forschte ich weiter und fragte nach dem Ringe. Mit der ihm eigenen Prahlerei, die er ebenfalls mit jenem Menschen gemein hat, schwatzte der junge Mensch ein Langes und Breites über das Alter und den Werth dieses Familienkleinods; er erzählte, daß ein Renger von Rabenberg sich durch diesen Ring allein als Erbe der Stammgüter ausgewiesen und daß man in unaufgeklärten Zeiten geglaubt habe, das Glück des Hauses hänge an dem Besitz dieses Ringes; derselbe werde stets an dem Mittelfinger der linken Hand getragen, auf dem Sterbebette erst habe sein Vater das Kleinod abgezogen und es ihm angesteckt. Indessen, spottete er, sei der Besitz nicht unzertrennlich von dem Ring gewesen, denn schon sein Vater habe zwar das Kleinod aber nicht die Familiengüter besessen, er selbst hoffe zwar stark wieder in den Besitz jener Güter zu

kommen, das werde aber schwerlich kraft des Ringes geschehen. Ich hatte genug, ich weiß jetzt bestimmt, daß der junge Baron der Sohn jenes Abenteurers ist, welcher mir in jener Nacht meine Juwelen stahl, welcher mich ermordet haben würde, wäre die Thür nicht stark gewesen. Was sagst Du dazu, General?"

„Ich zweifle nicht daran, liebste Mutter," entgegnete der General langsam, „ich erinnere mich nicht, den Vater des jungen Menschen gesehen zu haben, aber gehört habe ich genug von ihm, sein Ruf war der erdenklich schlechteste; Niemand wollte z. B. mit ihm spielen; man hatte ihn nicht auf falschem Spiel ertappt, aber Niemand zweifelte daran, daß er betrüge. Auch seine diplomatische Stellung war eigenthümlich, er sollte sie durch seine Frau haben, man wollte wissen, die schwarze Katze sei die Maitresse des Fürsten gewesen, von welchem der Baron seine Creditive hatte; man sagte, er beziehe von seinem Hofe keinen Gehalt, stehe aber heimlich mit anderen Höfen in Verbindung und spionire für diese in Berlin gegen reichlichen Sold. Ich behaupte nicht, daß das Alles so gewesen, aber man sagte es; kurz, der Mann war ein Abenteurer und ich zweifle

nicht daran, daß er den Schmuck stahl und daß er Sie ermordet haben würde, liebste Maman, wenn Sie Gott nicht beschützt hätte."

„Der Vater war ein Dieb," sprach die Generalin streng, der Sohn wird sicher noch Etwas schlimmeres werden!"

Die graue Excellenz stand auf und nahm einen Leuchter, der General erhob sich rasch, küßte ihr die Hand und sagte ihr gute Nacht. Dann begleitete er sie bis zur Thür zu ihren Zimmern und nahm mit einer Verbeugung Abschied von ihr.

Einen Augenblick stand er noch mit einem Blick der Bewunderung, dann kehrte er zu seinem Sitz zurück und klingelte. Ein Diener brachte ihm eine Pfeife und einen Krug Bier. Lange noch saß der kühne Reiter von Torgau, den düstern Mittheilungen der grauen Excellenz nachsinnend und dem wilden Toben des Sturmes draußen lauschend.

Zweites Kapitel.

Die schwarze Katze von Berlin.

„Und was ihn auch in jener Zeit betroffen,
Sei's Glück, sei's Unglück, Fürchten oder Hoffen,
Sie hat's geseh'n, ihr Aug' war immer offen!"

Lamartine.

Der von Marnow auf Heidersdorf gehörte nicht zu den reichen Gutsherren; Heidersdorf war allerdings einst ein sehr bedeutender Besitz gewesen, aber Erbtheilungen hatten es mächtig verkleinert und Schulden lasteten schwer darauf, — dafür war der Pastor zu Heidersdorf in desto blühenderen Verhältnissen, seine Pfarrstelle galt weit und breit als die best ausgestattetste.

„Der Pastor zu Heidersdorf," sagten die Amtsbrüder, „ist wie Hiob, da er seine Tritte wusch in Butter."

Die Anspielung war passend, aber doch ein wenig

boshaft; der Pastor Klinker war nämlich ein sehr gelehrter Linguist, correspondirte mit dem berühmten Ritter Michaelis in Göttingen, arbeitete seit vielen Jahren an einem Commentar zum Buche Hiob und kümmerte sich herzlich wenig um seine Gemeinde und sein geistliches Amt. Für die geistliche oder vielmehr ziemlich ungeistliche Wirthschaft sorgte mit dem glänzendsten Erfolge die Frau Pastorin, welche eine sehr dicke, sehr grobe, aber im gemeinen Leben sehr verständige Amtmannstochter aus dem Magdeburgischen war. Die Frau Pastorin hatte vor ihrem Gemahl nicht den geringsten Respect, behandelte ihn auf die unwürdigste Weise und er trug dieses Hauskreuz so, daß man ihn nicht einmal bemitleidete. Nur bei den Taufen seiner Töchter zeigte Pastor Klinker seine Autorität; er erzielte nämlich, wie Hiob, sieben Söhne und drei Töchter. Da der gelehrte Commentator nun nicht die Namen der sieben Söhne des Hiob zu erforschen vermochte, auch vielleicht bei den Taufen seiner ersten Söhne nicht daran gedacht hatte, so begnügte er sich, seinen siebenten Sohn Hiob zu taufen, was sich die Frau Pastorin ziemlich mißmüthig gefallen ließ, als sie aber das achte Kind, eine Tochter, gebar, gestattete sie erst

nach harten Kämpfen, daß das Mägdlein nach der ältesten Tochter Hiob's, Jemima, genannt wurde. Noch schlimmer wurde es bei der zweiten Tochter, aber der gelehrte Herr erzwang auch für sie den Namen der zweiten Hiobstochter, Kezia, und bei der Dritten unternahm die Frau Pastorin keinen Kampf mehr, denn sie hatte erkannt, daß ihr Gemahl auf diesem Punkte unbesieglich sei; mit geheimen Entsetzen aber hörte sie ihre jüngste Tochter Kerenhapuch nennen, so hieß nämlich Hiob's dritte Tochter.

Pastor Klinker hatte es erreicht, er konnte dem Ritter Michaelis und den andern gelehrten Orientalisten schreiben, daß er sieben Söhne und drei Töchter wie Hiob habe, und daß seine Töchter die Namen der Töchter Hiob's führten.

Namen hatte der gelehrte Herr seinen Kindern gegeben, weiter aber kümmerte er sich nicht um sie, er gab ihnen nichts außer den hebräischen Namen; glücklicherweise bedurfte auch die große Mehrzahl dieser Kinder weder des Vaters, noch der Mutter, sie starben nämlich jung dahin, nur zwei blieben am Leben von den zehn, Hiob, der jüngste Sohn, und Kerenhapuch, die jüngste Tochter.

Beim Beginn unserer Erzählung war aber nur noch Kerenhapuch im Pfarrhause zu Heidersdorf, denn kurz zuvor war Hiob Klinker, ein nicht unbegabter, kräftiger Jüngling von fast achtzehn Jahren, auf und davon gegangen, man wußte nicht wohin, wahrscheinlich unter die Soldaten. Er hatte die Gemeinheit und die engherzige Tyrannei seiner Mutter, so wie die unwürdige Indolenz seines gelehrten Vaters nicht länger ertragen können. Hiob Klinker war davon gegangen — „wenn er doch nicht wieder käme!" sagte die zärtliche Mutter, der Vater aber sagte nicht ein Mal so viel, er vermißte seinen Sohn gar nicht. Nur die Schwester, nur Kerenhapuch, weinte um den Bruder, der ihr beinahe einziger Trost gewesen, in diesen Umgebungen.

Kerenhapuch war ein schmuckes Mädchen, geistig und leiblich ihren Jahren voraus, man wunderte sich, wie sie in dieses Haus gekommen, und die graue Excellenz, die sie bei einem Besuche gesehen, sagte in ihrer bestimmten Weise: „Da blüht eine Blume auf einem Kehrichthaufen!"

So lange die erste Frau von Marnow, die geborene von Berg, lebte, war wenig Verkehr zwischen

dem Gute und dem Pfarrhofe, begreiflicher Weise. Hiob und Kerenhapuch aber waren trotzdem fast täglich auf dem Schlosse, wo sich die milde freundliche Edelfrau der verlassenen Kinder gern annahm, um die sich daheim Niemand kümmerte.

Hiob und Kerenhapuch, obwohl etwas älter, waren die Spielgefährten von Fräulein Sophie Dorothee und Junker Traugott Heinrich. Als die edle Frau von Marnow starb, wurden die Kinder unzertrennlich und es knüpfte sich, nicht zwischen den beiden Aeltesten, dem Fräulein Sophie Dorothee und Hiob, sondern gerade zwischen den beiden Jüngern, zwischen Kerenhapuch und dem Junker Traugott Heinrich ein der Form nach kindisches, im Wesen aber sehr ernstes Liebesverhältniß, das zunächst völlig unbeachtet blieb, weil man sich im Pfarrhause nicht um die Kinder kümmerte, der sonst so strenge Herr von Marnow aber meist in Berlin weilte, wo er seine zweite Heirath in einer Weise und mit einem Eifer betrieb, welcher dem über funfzigjährigen Manne nicht wohl stand.

Mit dem Einzuge der zweiten Frau von Marnow in Heidersdorf änderten sich die Verhältnisse plötzlich;

„die schwarze Katze von Berlin,“ so hieß Frau von Marnow sofort in der Umgegend, und die Frau Pastorin wurden die intimsten Freundinnen; kein Tag verging, an welchem nicht Frau von Marnow oder ihr Sohn erster Ehe, der junge Baron, den Pfarrhof freundschaftlich besuchten.

Die schwarze Kotze von Berlin hatte mit ihrer glatten Freundlichkeit bald Alles umsponnen, was in ihren Bereich kam; von ihrem Gemahl an Alles bis auf die Knechte und Mägde im Stall hinab; auch ihre Stieftochter Sophie Dorothee hatte sie gefangen, ebenso wie die Pastorin und deren Tochter Kerenhapuch; nur Einer war da, über den sie keine Macht hatte, das war der kleine Junker Traugott Heinrich, obwohl sie es gerade gegen diesen an Freundlichkeit und glatten Worten am wenigsten fehlen ließ.

Als die schlaue Person erkannte, daß es ihr nicht gelingen werde, diesen „Queerkopf“ zu fangen, begriff sie auch, daß ihr der Junker, wenn er älter werde, sehr im Wege stehen könne, sofort faßte sie den Entschluß, ihn zu beseitigen. Es wäre ihr leicht gewesen, ihren Gemahl zu bewegen, den Junker aus dem Hause zu thun, aber das hätte Kosten verursacht

und sie war sehr, sehr sparsam, auch konnte Traugott Heinrich dann wiederkehren; nein, er mußte gezwungen werden, sein Vaterhaus ebenso zu verlassen, wie kurz zuvor Hiob Klinker das seinige verlassen.

Dem scharfen Blick der gewiegten Intriguantin entging es nicht lange, daß der Junker mit einer halb noch knabenhaften, aber leidenschaftlichen Liebe der hübschen Kerenhapuch zugethan sei; als sie diese Entdeckung gemacht, war sie des Gelingens ihrer Pläne vollkommen sicher.

Zunächst schmeichelte sie der Frau Pastorin mit der Schönheit ihrer Tochter und deutete geheimnißvoll auf das Glück hin, welches einem so schönen Mädchen beschieden sein könne. Die Frau Pastorin hatte sich bis dahin herzlich wenig um ihr Kind bekümmert, von dem Augenblick an aber, wo ihr die schwarze Katze einen reichen vornehmen Schwiegersohn in der Ferne zeigte, bekam Kerenhapuch Bedeutung in den Augen ihrer zärtlichen Mutter und sah sich jetzt mit Pracht beinahe gekleidet, während sie bis dahin kaum das Nothdürftigste erhalten hatte.

Das machte begreiflicher Weise Eindruck auf das arme Mädchen, das anfangs mit Beklommenheit, bald

aber mit Entzücken den Lobpreisungen ihrer Schönheit lauschte, mit denen die schwarze Katze nicht geizte. Noch mehr Eindruck machte es aber auf ihre ländliche Unerfahrenheit, daß der junge Baron von Rabenberg, zunächst einem Winke seiner trefflichen Mutter folgend, dann aber in seiner Weise hingerissen von den frischen Reizen der Dirne, ihr den Hof zu machen begann, wie es ihm seine Mutter schon früh gelehrt. Der junge Taugenichts hätte keine bessere Lehrmeisterin finden können.

Kerenhapuch hatte die Liebe des Junkers Traugott Heinrich von Anfang an erwidert, sie liebte ihren ehemaligen Spielgefährten wirklich, aber das Mädchen war schwach und eitel; der Junker war noch ein Knabe, sie war frühzeitig eine reife Jungfrau geworden, der junge Baron war schon ein Herr, ein Freier und eleganter Herr, der zu reden wußte und den blöden, unbeholfenen Jungen bald in den Schatten stellte.

Der schwache Widerstand, den Kerenhapuch dem jungen Baron entgegenstellte, reizte diesen gerade genug, um ihn unermüdlich zu machen, und ihm leisteten nicht nur die Mutter, sondern auch die Pastorin Vorschub, die in ihm schon den künftigen Schwiegersohn

zu sehen glaubte und sich auf die Stunde freute, wo sie sagen konnte: „meine Tochter, die Frau Baronin!"

Unterdessen hatte die schwarze Katze ihre Freundlichkeit gegen den Junker fortgesetzt, aber nicht vermocht, den armen Jungen aus seiner Zurückhaltung herauszulocken, obwohl sie deutlich erkannte, wie schmerzlich es der Junker fühlte, daß Kerenhapuch fast immer nur mit dem Baron zusammen war und für ihn nur selten eine Viertelstunde mehr frei hatte.

Uebrigens bemühete sich die schwarze Katze durchaus nicht, den Junker von Kerenhapuch zurückzuhalten, im Gegentheil, sie richtete es so ein, daß er sie wie zufällig allein finden mußte; sie wußte schon, daß das Mädchen Vergleichungen zwischen dem jungen Cavalier und dem unbeholfenen Jungen anstellen werde. Sie hatte sich nicht verrechnet; Kerenhapuch, welcher der junge Baron das eitle Köpfchen bald völlig verdreht hatte, fand sich bald geängstet durch des Junkers Anwesenheit und noch ein paar Wochen nachher war ihr der Freund und Gefährte von ehedem lästig und zuwider.

Der arme Knabe hat sicher schwer bei dieser Veränderung gelitten, geklagt hat er gegen Niemand,

das war seine Art nicht; gegen wem sollte er auch klagen? denn selbst seine Schwester Sophie Dorothee war ihm durch die Stiefmutter entfremdet. Zwei Mal bat er in dieser Zeit seinen Vater, ihn Soldat werden zu lassen, das war von Jugend auf sein Wunsch; Herr von Marnow aber erwiderte in seiner harten gleichgültigen Weise: „Dummes Zeug, ganz dummes Zeug, Wirthschaft lernen, beste Gelegenheit bei mir!"

Die Wirthschaft auf dem Gute zu Heidersdorf hob sich wirklich etwas, seit die schwarze Katze sich derselben hülfreich annahm, oder es schien doch so; sie sparte im Kleinen, ihr Gemahl aber probirte und calculirte in kostspieliger Weise weiter, was sie nicht hindern konnte, weil sie sich darauf nicht verstand. Es gehörte zu den Marotten des alten Marnow, daß er den Soldatenstand haßte, obgleich er selbst früher als Officier der Armee angehört hatte.

Die schwarze Katze ging damit um, einen Hauptschlag auszuführen; der Junker mußte fort aus dem Hause seiner Väter, damit die Intriguantin dort allein herrschen und sich für ihre alten Tage ein warmes Nest bereiten könne. Die unruhige Französin

hatte vor dem Alter, namentlich vor einem ungedeckten Alter, eine beinahe kindische Furcht. Sie war ihr ganzes Leben abenteuernd durch die Welt gezogen, im Alter wollte sie still und warm sitzen. Darum hatte sie sich des Herrn von Marnow bemächtigt, den seltsamen Schrullen des braven Landjunkers geschmeichelt und endlich eine Gewalt über denselben erlangt, von welcher außer ihr Niemand eine Ahnung hatte; die schwarze Katze wollte sich in Besitz von Heidersdorf setzen, nur für ihre Lebenszeit, wer es nach ihr besaß, das war ihr gleichgültig, deshalb mußten die Kinder der ersten Frau aus dem Hause, für Sophie Dorothee suchte sie einen Mann, Junker Traugott Heinrich aber mußte flüchtig werden.

Dahin arbeitete sie, aber der kleine Junker machte ihr den Kampf nicht leicht, der Queerkopf war doch so schnell nicht zu vertreiben, als sie gedacht haben mochte; es war, als habe Traugott Heinrich ein Gefühl, daß er nach Heidersdorf gehöre und daß er sich nicht von diesem Posten vertreiben lassen dürfe. Nur in der königlichen Armee sah der Junker einen Platz für sich, da ihm die Marotte des Vaters diesen versagte, so konnte er nur in Heidersdorf sein, sonst

nirgends auf Erden, das war's, was ihm dunkel im Bewußtsein lag. Und wahrscheinlich würde er sich gegen alle Künste der ihn stets belauernden Stiefmutter siegreich auf seiner Stelle behauptet haben, wenn er der listigen Frau nicht durch seine Liebe zu Kerenhapuch eine Blöße gegeben hätte.

Traugott Heinrich liebte die Pfarrerstochter mit dem ganzen Eigensinn, mit der vollen Zähigkeit, die ein Erbtheil des Volkes in den Marken; es war da keine lodernde Begeisterung, keine poetische Aufwallung, nichts von dem Feuer der jugendlichen Schwärmerei, sondern der einfache, aber feste, unerschütterliche Wille, das Mädchen zu gewinnen und zu behaupten, auf welches sich seine Neigung in der zartesten Jugend gewendet. Der Junker forderte im Stillen Kerenhapuch als sein Eigenthum; wenn aber ein märkischer Junker oder Bauer, darin sind sie sich ganz gleich, sein Eigenthum fordert, dann wird ihn alle Diplomatie der Erde von dieser Forderung nicht abbringen. Es ist nämlich das dunkle Gefühl mächtig in ihm, daß er eine Pflicht mit seiner Forderung erfüllt; Eigenthum bedingt Pflichten, das fühlt er, wenn er es oft auch nicht klar weiß, und hinter dieses Pflicht-

gefühl verstecken sich dann Habsucht und andere weniger edle Beweggründe.

Es gab nur ein Mittel, den Junker von der hübschen Kerenhapuch abwendig zu machen; er mußte sich überzeugen, daß das Mädchen seiner nicht mehr würdig, dann war es nicht zu bezweifeln, daß er sich empört von ihr abwenden würde. Ein solches Ereigniß aber mußte ihn dann zugleich auch so hart treffen, daß er die Haltung verlor und zu einem thörichten Streich zu verleiten war.

So rechnete die schlaue Stiefmutter und traf ihre Vorkehrungen.

Eines Tages hörte der Junker, daß Frau von Marnow am Nachmittage das Pfarrhaus besuchen und daß Baron Amandus seine Mutter begleiten werde; man ließ ihn das geflissentlich hören. Traugott Heinrich war trauriger als sonst an diesem Tage, er hatte am Morgen von seiner Schwester Abschied genommen, welche nach Lygum zur grauen Excellenz gereist war; die Großmutter hatte ihre Enkelin zu sich kommen lassen, weil sie für das Mädchen in den neuen Umgebungen fürchtete und die schwarze Katze hatte die Stieftochter mit Vergnügen ziehen lassen,

obwohl sie beim Abschiede allerlei Grimassen machte, als sie bemerkte, daß sich ihr Gemahl doch ungern und schwer von seinem Kinde trennte.

Der arme Junker führte schon lange ein trostloses Leben; er verstand es nicht, sich geistig zu beschäftigen, die Härte und Gleichgültigkeit des Vaters verschlossen ihm jede Aussicht, die Liebkosungen und Freundlichkeiten der Stiefmutter widerten ihn an; der Jugendfreund Hiob Klinker war auf und davon gegangen, die Jugendgeliebte sah er täglich mehr und mehr sich ihm entfremden; der Baron Amandus behandelte ihn mit einer Herablassung, die ihn empörte und nun verlor er auch die Schwester, die, obwohl auch durch die List der schwarzen Katze gegen ihn gestimmt, immer noch sein letzter Trost gewesen.

Es war ein schöner Sommernachmittag; der Junker schlenderte hinaus in's Feld, wie er immer zu thun pflegte; er ging und träumte, er träumte und war doch kein Träumer, aber er führte ein Traumleben, weil man ihn ein wirkliches Leben nicht führen ließ. Hochfliegend waren die Träume des armen Burschen wahrlich nicht, aber sie schmeichelten ihm doch und thaten ihm wohl; er sah sich stets im „Rock

des Königs" als Soldaten, nicht einmal als Officier, sondern einfach als Soldaten und das grobe Monturtuch hatte einen verlockenden Glanz für ihn; in weiter Ferne freilich winkten ihm auch Stock, Espouton und Degen, freilich dachte er einst auch Lieutenant zu werden, höher verstieg sich seine Phantasie übrigens nie, aber „Lieutenant kann man sein, Soldat muß man sein!" das war der Spruch des kleinen Junkers, der in seiner äußern Erscheinung wahrlich an keinen Helden erinnerte.

Traugott Heinrich war indessen groß für seine Jahre und seine Arme waren beinahe auffallend lang; knochig war Alles an ihm und eckig und doch sah er nicht gerade aus, wie Einer, der große Kraft hat; sein Gesicht war finster, breit, aber nicht etwa ausgezeichnet, nur die Augen, die klein und braun waren, fielen auf durch einen Blick kalter Gleichgültigkeit, wie man ihn selten in dem Auge eines so jungen Menschen finden wird.

Und doch hatten diese selben Augen einst so sanft und glücklich aufgeblickt zu der Mutter — hatten noch vor Kurzem mit so warmen und theilnahmvollen Blicken an der Schwester gehangen — hatten so ver-

schämt und sehnsuchtsvoll nach der zierlichen Gestalt der Jugendgespielin gesucht!

Gepudert und frisirt war der Kopf des Junkers, auch trug er einen alten dreieckigen Hut mit einer schmalen Goldtresse, lächerlich und kläglich zugleich aber war's, daß er dazu einen schlechten Camisol von blauem Tuch, eine kurze schwarze Lederhose, blaue Zwirnstrümpfe und plumpe Schuhe trug. Der Junker hatte ein sauberes Kleid daheim im Kasten, wie es sich für einen jungen Edelmann ziemte, seine Mutter hatte es ihm noch machen lassen und er liebte es sehr, aber er war herausgewachsen; schon im vergangenen Herbst, beim letzten Besuch in Lygum, war es ihm zu kurz und eng gewesen und seitdem vermochte er's nicht mehr zu tragen; er hob es auf in seinem Kasten, wie eine Reliquie, denn seine liebe Mutter hatte es ihm gegeben. Wohl hatte er seinen Vater um neue Kleidung gebeten, der aber antwortete barsch: „Dummes Zeug, man putzt sich nicht auf dem Lande, man ist kein Soldat, sondern ein angehender Landwirth, dummes Zeug!“ Der Junker hatte nicht wieder gebeten, und ging umher wie ein müssiger Knecht.

Ohne es zu wollen, ja, ziemlich lange auch ohne es zu wissen, kam der Junker immer näher an das Pfarrhaus, an den Pfarrgarten; endlich lagerte er sich unter einem Lindenbaum hinter einem alten abgehauenen Stamme. Das war eins seiner liebsten Plätzchen, dort hatte er in vergangenen glücklichen Tagen oft mit Kerenhapuch gesessen, dort hatten sie als Kinder zu Vieren öfter gespielt, jetzt lag er allein da, Zwei von den Vieren waren fort und Kerenhapuch kam nicht mehr an diesen Platz zu ihm, denn sie war nicht gern mehr allein mit ihm und das fühlte der Junker tief.

Er lag so eine ziemliche Weile und hing seinen traurigen Empfindungen nach, die Augen wurden ihm naß dabei und endlich schlief er ein. Kummer und Hitze hatten ihn müde gemacht.

Ueber ihm im Laube schrieen die Sperlinge und trieben ihr Wesen.

Unterdessen war Frau von Marnow mit dem jungen Baron im Pfarrhause eingetroffen und dort mit lautem Jubel empfangen worden, denn die Frau Pastorin war mächtig stolz auf ihre neue Freundin, und auch die beiden andern Frauen, die eben in der

Pfarre auf Besuch waren, freuten sich sehr ihres Zusammentreffens mit der gnädigen Frau, die sich so „gemein“ mit ihnen machte.

Es war das eine reiche Müllersfrau aus der Nähe und deren Schwester, welche weit und breit die „Frau Lieutenantin“ genannt wurde. Diese hatte nämlich einen kassirten Lieutenant geheirathet, welcher die Thorheit des verliebten Weibes benutzte, um sich eine angenehme Existenz zu verschaffen, zum Glück für sie aber starb, bevor er noch ihr Vermögen durch zu bringen Zeit gehabt hatte.

Die Müllerin und ihre Schwester waren sehr ansehnliche Weiber, welche ganz hübsch hätten aussehen können, wenn sie nicht so lächerlich hochmüthige Mienen aufgesetzt hätten; sie thaten sich viel zu Gut auf ihren Reichthum und waren bunt und geschmacklos über alle Maßen gekleidet. Beinahe angenehm stach die etwas vierschrötige Pfarrfrau in ihrem dunklen und einfachen, wenn auch nicht allzu saubern Hauskleide gegen die Beiden ab, auch erschien der Zug gewöhnlicher Verschmitztheit in ihrem breiten, harten Gesicht beinahe wie Feinheit neben dem plumpen Hochmuth der Andern, und endlich war das geistliche Haus

doch nicht ganz ohne Einfluß auf sie gewesen; kurz, die Erscheinung der Pfarrfrau machte zwar durchaus keinen angenehmen Eindruck, aber ihre Freundinnen waren geradezu widerlich und unnatürlich.

Unter diesen Weibern erschien Frau von Marnow allerdings wie eine Fürstin; sie allein war geschmackvoll gekleidet; ihre Gestalt war von angenehmer Fülle, ihr Antlitz trug noch Spuren ehemaliger Schönheit, ihr Benehmen war beinahe fein und durchaus sicher; das eigenthümliche Leuchten ihrer dunklen Augen und ihr etwas dunkler Teint — diesen beiden Umständen, so wie ihrer glatten schmeichlerischen Freundlichkeit verdankte sie den Spitznamen „die schwarze Katze", den sie sich übrigens gern gefallen ließ — konnten sie pikant erscheinen lassen.

Die vier Frauen saßen bald um die große braune Kaffeekanne, die man damals noch den „Bankeruttspot" zu nennen pflegte, weil man es für sehr verschwenderisch hielt, Kaffee zu trinken. Uebrigens war der Tisch reichlich mit Kuchen versehen, wobei es denn gar nicht auffiel, daß neben einer feinen Tasse von altem sächsischen Porzellan eine andere von gemeinem Thon mit abgebrochenen Henkel stand, daß der Kuchen

von einem irdenen Teller gegessen wurde, auf dessen Rand die nachfolgenden zarten Verse in blauer Schrift zu lesen waren: „Unsere Magd, die Ann', hat ein Kind und keinen Mann!" und „Lieben und nicht haben, ist härter als Stein' graben!" während daneben eine schwere, silberne Zuckerdose stand und gewaltig geprunkt haben würde, wenn sie einigermaßen geputzt gewesen wäre.

Frau von Marnow hatte ganz jene halbzudringliche Freundlichkeit, welche so viele Menschen mit befleckter Vergangenheit an den Tag legen, die aber in bessern Kreisen immer Verdacht erregt, während sie hier als vornehme Herablassung entzückte. Die schwarze Katze suchte, ohne ihn indessen auffällig zu meiden, keinen Umgang mit den bessern Familien des Landes, sie fand sich weit wohler unter Pächterfrauen, Müllerweibern und jenen Pastorinnen, die keine Ahnung von dem hohen Beruf einer Frau in einem geistlichen Hause hatten; unter solchen war sie die Erste und sie wollte, ähnlich wie Cäsar lieber der Erste in einem Dorfe, als der Zweite in Rom sein wollte, lieber die erste Rolle in schlechter, als die Zweite in guter Gesellschaft spielen. Das ist überhaupt der Ehrgeiz der „Befleckten."

In allen Dingen, welche die Kleidung betrafen, war Frau von Marnow bereits das Orakel aller der Weiber, die Geld genug hatten, oder doch zu haben glaubten, Staat zu machen und sie hatte wirklich Geschmack, auch waren in Folge dessen ihre Rathschläge und Vorschriften gut und von Erfolg, weil sie dieselben in schmeichelnder Weise zu ertheilen wußte.

„Sie haben da ein sehr hübsches Kleid,“ sagte sie zu der Müllerin, „aber tauschen sie mit ihrer Frau Schwester, ich bitte Sie, und Jede von Ihnen wird noch ein Mal so hübsch aussehen wie jetzt.“

Mit offenem Munde lauschten die beiden Weiber.

„Sehen Sie, liebste Frau Leutnantin,“ fuhr die schwarze Katze erklärend fort, „Sie sind eine noch immer sehr hübsche, frische Blondine, Sie dürfen nur Blau, Grün, Lila oder Rosa tragen; Ihrer Frau Schwester und mir, da wir brünnet sind, gehören kirschroth, gelb, weiß, allenfalls auch tiefblau. Sie sind groß, tragen Sie quadrirte, beblümelte Stoffe, die langgestreiften lassen Sie zu groß erscheinen. Sie dürfen nicht weiße Kleider tragen, das steht nur schlanken, magern Gestalten, sehen Sie, ich habe etwas zu

viel Enbonpoint, ich trage nur schwarze, oder doch dunkle Roben."

Während Frau von Marnow drinnen bei Caffee und Kuchen mit geläufiger Zunge also ihre Weisheit ausgab, oder ihre Schmeicheleien spendete und die drei Weiber bald entzückt, bald verwundert waren, hatte der junge Baron die Pfarrerstochter in den Garten geführt, in welchem zwar keine Blumen blü-heten, aber doch Kohl- und Krautpflanzen üppig auf-schossen und Obstbäume ihre schweren Kronen wiegten.

Von Weiten gesehen war das junge Paar recht hübsch, das dort am Apfelbaume stand. Der schlanke junge Herr war sehr zierlich gekleidet; seine grauen kurzen Beinkleider prangten mit zwei Uhrgehängen, seine Weste war „couleur puce,“ was grade Mode-farbe war, sein Rock pfirsichblüthenfarben, sein Jabot mit Spitzen besetzt; seine Stiefeln mit lackirten Stulpen versehen, es fehlte weder der dreieckige Hut, noch das spanische Rohr mit dem goldenen Knopf. Der junge Elegant war hoch und schlank gewachsen, aber sein Antlitz war abstoßend; übermüthig, frech, schlau und sinnlich, zugleich war es eigentlich schon ein altes Ge-

sicht und die schwarzen Augen hatten einen dreisten, stechenden Blick.

Kerenhapuch, die Pfarrerstochter, war wirklich ein hübsches Mädchen, sie trug ein leichtes, grünes Sommerkleid und ein kleines rosenrothes Tüchlein um den Hals; ihre Augen waren so anmuthig lächelnd, ihre Schultern waren so weiß und so unschuldig, ihre Haltung und ihr Gang so leicht und doch so schlaff, so müde dabei, ihre Stimme war angenehm und bedächtig, es war in ihrem ganzen Wesen ein schmeichelnder Reiz, aber Alles das war nicht mädchen- sondern frauenhaft. Es war in diesem Mädchen Etwas, was rühren, oder aufregen mußte, aber Nichts was Achtung einflößte, oder schüchtern machte.

Baron Amandus war grade der Rechte für ein Wesen der Art und sie war ein Mädchen, wie junge Wüstlinge sie besonders lieben; die versteckte Sinnlichkeit und wäre sie noch so verschämt, läßt sich spüren wie man den Tropfen Rosenöl spürt, selbst wenn er in Glas eingeschmolzen ist.

Der junge Baron nahm den hübschen, vollen, wenn auch nicht besonders zarten Arm Kerenhapuchs unter den seinigen und schritt mit ihr den Gang hin-

unter; ihre Augen lächelten, wie fast immer, ihr Busen aber hob sich höher, denn der junge Mensch hatte ihr so zu imponiren gewußt, daß sie stolz auf die Vertraulichkeit war, mit welcher er sie behandelte.

Während das junge Paar den Mittelgang des Gartens hinunterschritt trat oben der gelehrte Commentator des Buches Hiob an das Fenster seiner Studirstube und klopfte seine Pfeife aus, er sah die Beiden und sprach halb gedankenlos vor sich hin: „Siehe da, Kerenhapuch, meine Tochter, und ein wohlgewachsener Jüngling!" im nächsten Augenblicke aber hatte er das Paar vergessen und saß mit der frischgestopften Pfeife hinter seinen Büchern. Dieser ausgezeichnete Gelehrte würde auch schwerlich mehr Antheil gezeigt haben, wenn er das Gespräch gehört hätte, welches jener „wohlgewachsene Jüngling" mit seiner Tochter führte, es müßte denn sein, daß er darüber in Zorn gerathen wäre, daß der Baron das Mädchen nicht Kerenhapuch, sondern Corona nannte; was jedenfalls die unschuldigste Freiheit war, die er sich erlaubte. Kerenhapuch war wirklich zu hart für den Mund eines Liebhabers.

„Corona, mein reizendes Krönlein," sagte Aman-

dus halb schmeichelnd, halb unverschämt gönnerhaft, „Sie müssen wirklich im nächsten Winter nach Berlin, um Ihre herrlichen Talente auszubilden; ich werde mit Maman reden, Maman wird Sie in ein gutes Haus bringen; ich werde Sie täglich sehen und mich überzeugen, ob Sie fleißig sind; foi de gentilhomme! ich verlange nicht viel von meiner kleinen Baronin, aber französisch müssen Sie durchaus sprechen lernen, denn wie wollen Sie die „honneurs“ in meinem Salon machen, ohne französisch, ohne die Sprache der gebildeten Welt? ich sehe nur die beste Gesellschaft in meinen Salons, ich gehöre durch Papa schon zur besten Gesellschaft, ich kann's Ihnen nicht erlassen, Krönlein, Sie müssen französisch lernen!“

Kerenhapuch nickte, sie war vollkommen überzeugt, daß sie französisch lernen müsse und war auch fast entschlossen dazu.

„Weiter brauchen wir eigentlich nichts,“ fuhr Baron Amandus dünkelhaft fort, „die Baronin Renger von Rabenberg hat nicht nöthig, sich anderer Leute wegen zu bemühen, aber ich selbst höre zuweilen gern singen und da mein Krönlein eine so süße, reizende Stimme hat, so werden wenige Lectionen bei be-

rühmten Meistern sie leicht vervollkommnen, das wird nur Freude für mich allein, wenn Corona singt; vor Andern werde ich Ihr nicht gestatten, zu singen, höchstens ein Mal en petit comité, in engsten cercle, etwa wenn der Prinz von Preußen, der künftige König, zugegen ist; Seine Königliche Hoheit ist nämlich sehr musicalisch, spielt selbst das Violoncell prächtig; mein Papa und der Prinz von Preußen waren sehr liirt, hatten viele kleine avantures mitsammen; Seine Königliche Hoheit ist mein großer Freund, ich soll durchaus sein Kammerherr, chambellan ordinaire, werden, bis jetzt habe ich mich gesträubt, ich liebe meine Freiheit und Fesseln von Gold sind doch auch Fesseln. Wenn Seine Königliche Hoheit indessen den Thron besteigt werde ich mich dem Staatsdienst nicht versagen, denn, reizendes Krönlein, ich liebe zwar meine Freiheit, aber ich bin doch auch verdammt ehrgeizig; Diplomatie ist mein Fach, ich habe das von Papa geerbt und von Maman auch, im Anfang werde ich mich mit einem kleinen Gesandtschaftsposten begnügen, aber eine große Ambassade kann mir gar nicht entgehen, London, Petersburg, am liebsten Paris, ich werde die Wahl haben; ich bitte aber meine kleine

Baronin im Voraus, diese süße runde Schulter zu verstecken, wenn sie ihr Liedchen vor dem Prinzen von Preußen singt, der gnädige Herr ist sehr leicht begeistert und ich wünsche keinen Streit mit Madame Rietz, maitresse en titre du Prince Royal, alte Freundin von Papa, verstehen Sie? also, liebliche Corona, hüten Sie diese Schulter, der Schelm sieht so unschuldig unter dem rothen Tüchlein hervor und könnte doch das größeste Unheil anrichten!"

Der Baron neigte sich und küßte die Schulter des Mädchens, das sich schüchtern abwandte. Eine Regung der natürlichen Scham, der das Mädchen unwillkürlich nachgab. Sie zürnte dem Baron durchaus nicht wegen dieser Impertinenz.

„Wir werden, wie gesagt," scherzte der freche Bursche weiter, „ein reizendes Leben führen, täglich die beste Gesellschaft sehen und ein großes Haus machen!"

Amandus lehnte sich an den Baumstamm unter der Linde, hinter welchem Junker Traugott Heinrich lag, denn sie hatten den kurzen Gartenweg bald zurückgelegt und waren auf den stillen, kleinen Platz getreten.

„Ma foi! es ist heiß," rief er und legte Hut

und Stock ab," entre nous, ma couronne, ein reizendes verschwiegenes Plätzchen, wie gemacht für mich und meine kleine Baronin, für ein rendez-vous heimlich genug, aber Sie antworten mir nicht, süßes Krönlein?"

Das arme Mädchen kämpfte noch mit der Verwirrung, welche der Kuß des Baron's über sie gebracht.

„Lieben Sie mich nicht mehr? antworten Sie?" befahl Amandus herrisch.

„Ich liebe Sie!" antwortete Kerenhapuch leise und bebend.

„Sagen Sie es mir französisch, holde Corona," befahl der Baron weiter, wenn auch mit milderer Stimme, „ich habe Sie es gestern gelehrt!"

Kerenhapuch schwieg.

„Ich bin nicht mit Ihnen zufrieden," fuhr der Baron zürnend fort, „ich sehe, daß ich ein strengerer Lehrmeister sein muß, fürchten Sie meinen Zorn, Sie kleine Unwissende, und machen Sie sich auf eine schwere Strafe gefaßt!"

Das Mädchen zitterte wirklich, die arme Närrin!

„Je vous aime!" rief Amandus nun, „sagen Sie: je vous aime!"

„Je vous aime!“ flüsterte Kerenhapuch.

„Ja,“ sagte der junge Wüstling befriedigt und geschmeichelt zugleich, „französisch klingt das Alles viel feiner, viel anmuthiger, finden Sie nicht auch, Corona?“

Das Mädchen fand es begreiflicher Weise auch.

„Jetzt sagen Sie noch einmal: je vous aime, monsieur! ich liebe Sie, mein Herr!“

„Je vous aime, monsieur!“ sprach Kerenhapuch gehorsam nach und senkte ihr Auge, während dunkle Röthe ihre Wangen deckte.

„Nun vergessen Sie nicht,“ fuhr Amandus fort, „je vous aime, monsieur! jetzt kommen wir zu der Strafe, die Sie wegen Ihrer Vergeßlichkeit verdienen — wie? Sie sagen nichts? oder glauben Sie keine Strafe verdient zu haben? reden Sie?“

„Ich habe Strafe verdient!“ stammelte das glühende Mädchen.

Kerenhapuch war hinreißend schön in diesem Augenblick, der Eindruck zeigte sich in des jungen Barons flammenden Augen.

„Sie haben Strafe verdient und Sie werden sich derselben willig unterwerfen,“ flüsterte er, „antworten Sie!“

„Ich werde mich willig unterwerfen!" antwortete sie, sich halb abwendend.

Jetzt umfaßte sie der junge Wüstling und küßte sie mehrmals mit flammender Begierde auf den Mund; athemlos hielt er sie in seinem Arm, sie lag willenlos an seiner Brust.

„Nicht wahr, solche Strafe ist süß!" flüsterte er endlich.

Kerenhapuch sprach nicht, aber ihre Miene war so ausdrucksvoll, daß ihre Zustimmung gar nicht zu verkennen war.

„Wissen Sie, meine kleine Krone," fuhr Amandus mit der dünkelhaftesten Gönnermiene von der Welt fort, „daß Sie mir eigentlich den größesten Dank schuldig sind? Ich bin frühe schon in das Regiment eingetreten, dessen Obrist Amor ist, bei Papa's Verbindungen war das natürlich; ich habe bereits meine Feldzüge sous le drapeau de Venus gemacht, holde Kleine, aber ich halte in dankbarer Erinnerung meine erste Liebe, ach, diese blonde Gräfin, welche meine erste Liebe war, sie war doch ein rechter Königsbissen! Indessen, jene Tage sind vergangen, wie so manche andere Tage des Sieges und nun will ein gütiges Ge-

schick für Sie, Krönlein, daß ich mich entschließe, Maman auf das Land zu begleiten, ich finde Sie und lasse Sie nun in meinen Armen, an meinem Herzen die Seligkeit der ersten Liebe genießen."

Der unverschämte junge Renomist scherzte noch eine ziemliche Weile so fort, rühmte sich seiner Siege auf dem Felde der Liebe, zählte Triumphe über Frauen auf, die er kaum gesehen, von denen er, außer ihren Namen, nichts wußte und betrug sich damit so roh und frech, wie man gegen ein weibliches Wesen, das man zu lieben vorgiebt, irgend sein kann.

Die Pfarrerstochter freilich fühlte das gar nicht, sie war so beschränkt und so unschuldig zugleich, daß sie das schmachvolle Benehmen des jungen Menschen gar nicht begriff; sie bewunderte ihn, sie fand es natürlich, daß ihn alle die vornehmen Damen geliebt, die er ihr nannte; sie war von tiefster Dankbarkeit durchdrungen, daß er, dem nach seiner Aussage Gräfinnen huldigten, sich zu ihr, der armen Pfarrerstochter, herabgelassen, sie lehnte ihr Köpfchen an seine Brust und duldete glückselig seine unreinen Küsse.

Bei dem gänzlichen Mangel sittlicher Erziehung, in welchem Kerenhapuch aufgewachsen, war die natür-

liche Schamhaftigkeit des Weibes ihre einzige Waffe gegen die Verführung; ein schwaches Bollwerk immer, völlig nichtig bei einem starken Temperament und aufflammender Leidenschaft, selbst einem solchen Gecken, wie Baron Amandus war, gegenüber.

Plötzlich unterbrach sich der Baron mitten in einer Lobrede, welche er begreiflicher Weise lediglich sich selbst hielt und fragte barsch: „warum antworten Sie nicht, Corona? oder bin ich nicht Ihre erste Liebe?"

Kerenhapuch fuhr erschrocken zusammen und konnte nicht gleich das Wort finden.

„Ich will doch nicht hoffen," fuhr Amandus heftig fort, „daß der unreinliche, dumme Bengel, der Traugott Heinrich, schon bei Ihnen den Liebhaber gespielt hat? Reden Sie! im Anfang, als ich hierher kam, waren Sie zuweilen sehr vertraulich mit dem Bauerlümmel; ich muß Ihnen sagen, Corona, daß es mir gar nicht paßt, der Nachfolger des schmutzigen Jungen zu sein und zu nehmen, was er übrig gelassen hat. Tod und Teufel! war er Ihr Liebhaber oder nicht? antworten Sie, oder es ist aus mit uns!"

„Ich weiß es nicht!" stammelte das zitternde

Mädchen und Thränen flossen aus ihren Augen.

„Ich will wissen, ob er Ihr Liebhaber war,“ fuhr Amandus drohend fort, „hat er Sie geküßt, der erbärmliche Junge?“

Kerenhapuch nickte, sie wagte nicht zu leugnen.

„Donner und Wetter,“ fluchte der Baron, „und Sie haben ihn wieder geküßt?“

Das arme Mädchen nickte wieder.

„Sie verdienten, daß ich ginge und mich nicht mehr um Sie kümmerte,“ sagte der Baron großartig, „ich kann eigentlich ein Mädchen nicht zur Baronin Renger von Rabenberg machen, die sich soweit vergessen, die sich so weggeworfen hat, einen solchen Schlingel zu küssen; ich will indessen Gnade für Recht ergehen lassen, ich will großmüthig sein, ich will annehmen, daß es sich um eine Kinderei gehandelt hat; ich verlange aber, daß sie mir sagen, daß Sie sich von ganzer Seele schämen, so vertraulich mit dem Junker gewesen zu sein, daß Sie es bereuen, und endlich, daß Sie mir versprechen, niemals wieder mit dem elenden Bengel zu reden. Wollen Sie das?“

Kerenhapuch schwieg; es stieg plötzlich der Gedanke in ihr auf, daß der Baron etwas unwürdiges

von ihr verlange, sie dachte an vergangene Tage; das Bild der seligen Frau von Marnow stieg vor ihr auf und vielleicht dachte sie auch daran, daß sich der Baron eben erst seiner zahlreichen Liebschaften vor ihr gerühmt und nun ihr ein Verbrechen aus der unschuldigen Spielkammeradschaft machte, sie hob entschlossen ihr Köpfchen.

Der Baron hatte den Bogen zu straff gespannt, aber er bemerkte es nicht und rief drohend: „zum Henker, werden Sie endlich antworten!"

Da sagte Kerenhapuch mit bebender Stimme hastig, während sie am ganzen Leibe zitterte: „Junker Traugott Heinrich und Alle auf dem Schloß waren gütig gegen mich, als sich Niemand um mich kümmerte, als ich mit meinem Bruder ganz verlassen war, ich habe den Junker geliebt, ich liebe ihn noch, wenn auch ganz anders als ich Sie liebe, und ich will nicht unfreundlich gegen meinen ersten Freund sein!"

„Das ließ Dich Gott sprechen!" rief eine harte Stimme, mit einem einzigen Satz sprang Traugott Heinrich über den Baumstamm und stand zwischen Beiden; wie vom Blitz getroffen fuhr Kerenhapuch zurück, taumelte einen Schritt zur Seite und hielt sich

dann mühsam an dem Baumstamm fest; auch der Baron stand sprachlos einen Augenblick, aber er faßte sich rasch und schrie: „Was untersteht sich der Schlingel, mich zu belauschen?"

Das half ihm aber nichts, der Junker antwortete ihm nicht, sondern fuhr ihm wie ein Tiger an die Kehle, warf ihn durch die Gewalt seines Anfalls zu Boden und stürzte sich über ihn, sofort so gewaltige Faustschläge gegen den Kopf des unter ihm liegenden führend, daß er diesen vollständig betäubte.

„Erbarmen!" um Gottes Willen, Erbarmen!" schrie Kerenhapuch, die jetzt zur Besinnung kam, „Du schlägst ihn todt!"

Sie kniete vor dem Junker nieder und streckte weinend ihre Hände nach ihm aus.

„Schweig," donnerte sie der Wüthende an, „Du bist für mich verloren, dieser Hallunke soll seiner Strafe nicht entgehen!"

„Erbarmen! Erbarmen!" flehte das Mädchen.

Umsonst, der Junker war nicht zu erweichen, er hielt es für seine Pflicht, den Baron zu züchtigen, nur die Gewalt hätte ihn zurückhalten können. Er sprang auf, riß seinen Feind am Arm ein Stück mit

sich fort und ergriff dessen spanisches Rohr, mit welchem er ihn auf die unbarmherzigste Weise zu prügeln begann. Der Schmerz gab dem jungen Herrn die Besinnung halb und halb wieder, aber er wagte keinen Widerstand, er war ein Feigling, sondern schrie mit dem Mädchen um die Wette nach Erbarmen und Gnade.

Der Junker hörte und sah nicht, er schlug in seiner Wuth so furchtbar zu, daß Amandus bald mit Blut und Wunden bedeckt war, das Rohr brach in Stücke, er schlug mit dem Stück, was er in der Hand behielt, immer grimmiger auf den unglücklichen Menschen ein und das herzzerreißende Jammergeschrei des Mädchens schien seine Wuth noch mehr zu steigern.

Endlich warf er den zerbrochenen Stock weg, gab dem nur noch leise Wimmernden einen Fußtritt und rief grimmig: „da hast Du Deinen Liebhaber, mich siehst Du nie wieder!"

Er sprang mit einem mächtigen Satze über den Baumstamm und war verschwunden. —

Unterdessen hatte das langandauernde laute Jammergeschrei doch die Aufmerksamkeit einer Magd erregt, obgleich ziemlich entfernt in einem Krautfelde

arbeitend, kam sie doch endlich herbei; sie fand den Baron sowohl wie die Pfarrerstochter, bewußtlos am Boden liegend, sie sah den jungen Herrn mit Blut bedeckt und hielt Beide für todt. Mit lautem Geschrei stürzte sie in den Pfarrhof und verkündete, daß die Beiden jungen Leute ermordet unter der Linde lägen. Die Vier Frauen und sämmtliche Insassen der Pfarrei, selbst der gelehrte Commentator, eilten zu der Stelle; sie überzeugten sich zu ihrer Beruhigung bald, daß Kerenhapuch nur ohnmächtig und der junge Baron zwar übel zugerichtet, aber auch nicht todt sei.

Man brachte Beide in's Pfarrhaus und schickte einen Boten nach dem nächsten Arzt; der zeigte sich über Kerenhapuch sehr bedenklich, das Mädchen hatte ein heftiges Nervenfieber. Baron Amandus wurde nach dem Schloß gebracht, er hatte mehrere schwere Kopfwunden, der linke Arm war gebrochen, sein Körper aber mit unzähligen Wunden, Rissen, Striemen und Beulen bedeckt. Erst nach mehreren Tagen erhielt er die volle Besinnung wieder und seine Wunden heilten nur nach einem langen, schmerzenreichen Krankenlager.

Die schwarze Katze war eigentlich sehr zufrieden

mit diesem Ausgang der Sache, sie liebte auch ihren Sohn nur mäßig, sie hatte erreicht, was sie gewünscht, Junker Traugott Heinrich war verschwunden und sie sorgte dafür, daß er nicht wieder kam.

Niemand wußte warum er gegangen, denn man brachte sein Verschwinden nicht in Verbindung mit dem Unfall, welcher dem jungen Baron und der Pfarrerstochter zugestoßen; man hatte ja keine Ahnung von der Nebenbuhlerschaft, man glaubte, der Junker sei lediglich entflohen, um wie sein Freund Hiob Klinker unter die Soldaten zu gehen. Das glaubte auch der alte Herr von Marnow, er erinnerte sich wohl der Bitten seines Sohnes und that keinen Schritt, ihn wieder zu holen.

„Mag er dem Kalbfell folgen, da er mir nicht gefolgt!" sagte er kurz und fragte nicht mehr nach seinem Sohne.

Als sich Kerenhapuch von ihrem Krankenlager erhob war sie bleich und still; sie schlich wie ein Schatten durchs Haus, sie sagte kein Wort, den Fragen ihrer Mutter setzte sie tiefes Schweigen entgegen und sah sie dabei mit so eigenthümlichen Blicken an, daß die sich vor ihr fürchtete.

Wochenlang sah man jeden Tag das arme Mädchen auf dem Baumstamm sitzen; endlich kamen ihr Kraft und Gesundheit wieder, sie blieb bleich und still, aber sie arbeitete wie eine Magd in der Wirthschaft, so daß ihre Mutter recht stolz auf sie wurde.

Auch der junge Baron verrieth nichts gegen Andere; seine Mutter hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß er keine besondere Ehre gewinnen werde, wenn er bekenne, daß er von dem Junker so geprügelt worden sei, das begriff seine Eitelkeit, er schwieg und behielt sich seine Rache vor. Als seine Wunden geheilt waren reiste er nach Berlin, ohne sich um Kerenhapuch weiter zu kümmern.

Im Dorfe glaubte man, daß Pastor Klinker den jungen Herrn bei seiner Tochter getroffen und ihn also scharf tractirt habe; der Pastor stieg dadurch gewaltig in der Achtung seiner Gemeinde.

So triumphirte die schwarze Katze von Berlin.

Drittes Kapitel.

Der weiße Reiter.

„Geheimnisse sitzen an unserm Tisch,
Sie essen aus unserer Schüssel und
Trinken aus unserm Glase, sie legen sich mit
Uns zu Bett und stehen mit uns auf; wir wissen nichts von ihnen.
Denn wüßten wir von ihnen, so wären es keine Geheimnisse mehr."

Jung-Stilling.

In demselben Monat, in welchem der kleine Junker Traugott Heinrich von Marnow aus dem Hause seiner Väter zu Heidersdorf flüchtete, starb der große König Friedrich auf seinem Schlosse zu Sanssouci.

Das Preußische Volk wußte sehr wohl, was der Einzige ihm gewesen; Friedrich's Ruhm und Größe waren so gewaltig, daß es nur ein Narr wagen konnte, sie anzutasten, und dennoch war es nicht ein Gefühl tiefer Trauer, welches durch das Vaterland

ging, sondern im Gegentheil, man athmete erleichtert auf, namentlich in der Hauptstadt, als die große Todeskunde von Sanssouci erscholl. Es ist schmerzlich, daß der Heimgang eines Fürsten und Helden, der so viel gethan für sein Volk, keine andern Empfindungen weckte, aber die Thatsache läßt sich nicht nur nicht bestreiten, sondern auch genügend erklären und, zum Theil wenigstens, sogar entschuldigen.

Rauch ist alles ird'sche Wesen!

Auch König Friedrich der Gewaltige sah in seinem höhern Alter die Schaar derer immer kleiner werden, die mit ihm jung gewesen, die ihm seine Schlachten schlagen, seinen Staat begründen halfen; die ungeheure Mehrzahl seines Volkes huldigte neuen Ideen, Ideen, gegen welche sich der König, wenn auch nicht immer feindlich, so doch meist wenigstens abwehrend verhielt, dadurch entstand in den letzten Jahren seiner Regierung erst ein unbehaglicher Zustand, dann eine peinigende Spannung, zumal da man neben den neuen Ideen doch den tiefsten Respect vor der mächtigen Geistesüberlegenheit und eine angeborne Furcht vor dem eisernen Willen des Herrschers hegte.

Die Vorliebe Friedrichs für französischen Witz,

französische Poesie und Philosophie fand nur noch geringen Anklang, das Erwachen der deutschen Literatur begeisterte die Jugend und die Strenge der Fridericianischen Regierungsweise, welche bis in die siebenziger Jahre hinein kaum empfunden worden war, erschien den neuen Zeitströmungen gegenüber bald wie ein unerträglicher Zwang.

Indessen, man ertrug diesen Zwang aus Respect und Furcht so lange der Mächtige auf seiner einsamen Höhe stand, so lange noch der Hauch seines Geistes durch all' die Einrichtungen wehete, die er geschaffen, um Preußens Macht zu stabiliren; als sich aber seine großen Adleraugen geschlossen hatten am Morgen jenes siebenzehnten August zu Sanssouci, als die ganze Staatsmaschine nur noch mechanisch ihren Gang weiter ging und des belebenden Hauches ihres Schöpfers ermangelte, da trat eine Krisis in dem socialen Leben Preußens ein, eine Krisis, die sich, begreiflicher Weise, in der Hauptstadt Preußens am stärksten zeigte.

Es war, als sei es plötzlich Frühling geworden nach langem und hartem Winter, es regte sich in allen Kreisen der Gesellschaft mächtig, es wurde überall

die Beförderung deutscher Literatur, deutscher Kunst und Wissenschaft mit einem Eifer betont, welcher, wenn auch nicht allerwärts rein und vom reifern Bewußtsein getragen, doch etwas Herzerquickendes und Begeisterndes hatte. Berlin hatte seit Friedrichs I. Tode so gut wie keinen Hof gehabt, die Frauen hatten weder unter dem großen Friedrich, noch unter seinem gestrengen Herrn Vater die sociale Stellung einnehmen dürfen, die ihnen gebührt, jetzt sah man mit einem Male schöne Frauen auftauchen, die nun, sich für den langen Zwang entschädigend, mit kecker Hand auch in Gebiete übergriffen, in denen sie immer, einzelne Ausnahmen stärken nur die Regel! eine bedauerliche Rolle spielen werden.

Wenige Wochen reichten hin, um die Berliner Gesellschaft so umzugestalten, daß die Frauen nicht nur ihren legitimen gesellschaftlichen Einfluß wieder gewinnen, sondern in die Gebiete der Literatur, der Kunst, des Staates und der Kirche ungestraft, und oft sogar in bestimmender Weise übergreifen konnten.

Gewiß brachten diese Veränderungen manche gute Frucht, sie hatten aber auch ihre schlimmen Schattenseiten; Luxus und Weichlichkeit brachen sich gewaltsam

Bahn und die alte Zucht und Ordnung ließen in einer so auffallenden Weise nach, daß namentlich die ältern Leute in Schrecken darüber geriethen. Zu diesen ältern Leuten gehörten nicht nur die greisen Reste der strengen Schule König Friedrich Wilhelms I., sondern auch die eigentlichen Anhänger Friedrichs des Großen. Friedrich hatte stets in dem altpreußischen strengen Pflichtgefühl, in welchem sein Vater ihn selbst und sein Volk erzogen, ein Hauptelement der Stärke des Staats geachtet und weder dem Spott Voltaire's, noch der Frivolität Lamettrie's gestattet, an diesem Pfeiler Preußens zu rütteln. Die ernstern und gesetztern Männer hatten sich nun zwar der neu erstandenen deutschen Literatur zugewendet, namentlich Lessing, sie hielten fest an Zucht und Sittlichkeit, sonst aber stritten sie gewaltig für Aufklärung und betrachteten in diesem Kampfe, wohl nicht ganz mit Recht, den großen König als ihren Vorkämpfer. Zu diesen Verehrern Friedrichs und der Aufklärung gehörten damals fast alle Geistliche und Gelehrte Berlins, die Civil- und Militairbeamten in großer Mehrheit. Besonders wurde der Freimaurer-Orden als ein Hauptwerkzeug zur Verbreitung der Aufklärung betrachtet,

obwohl man dabei gerade auf mancherlei Abwege gerieth und die beschämende Erfahrung machen mußte, daß die nüchternste Aufklärung zuweilen in krassen Aberglauben umschlug.

Diese in ihrer Mehrheit sehr achtungswerthen Leute waren allerdings die Hauptträger der plötzlichen socialen Umwälzung, welche nach Friedrich des Größen Tode stattfand, sie waren aber auch wieder die Ersten, welche vor ihrem eigenen Werk erschraken, als die jüngere Generation, die hinter ihnen stand, plötzlich in die erste Reihe trat; mit ihrem Enthusiasmus für Goethe und Shakespeare hier, und für Kant dort den Kampf gegen die Nüchternheit, die Aufklärung begann, sich stürmisch, genußsüchtig, geistestrunken in das Leben warf und in ihren Extremen auch an den Pfeilern der alten ehrbaren Sitte und Pflichttreue zu rütteln begann.

Der neue Regent, König Friedrich Wilhelm II., ein schöner stattlicher Mann in den Vierzigen, voll Leutseligkeit und Herzensgüte, war von seinem großen Oheim französisch und streng militairisch erzogen, aber er fühlte sich berufen, als deutscher Fürst deutsche Kunst und Wissenschaft zu fördern; Ramler, Gleim

und Adelung erfreuten sich seiner Gunst und von der Stiftung eines deutschen Nationaltheaters hoffte er, die übertriebene Meinung seiner Zeitgenossen theilend, Großes für die Bildung des Volkes. Der Hof folgte dem Beispiel des Königs und so geschah es, daß schon im Todesjahre Friedrichs Kammerherren und Hofdamen sich auf gut Deutsch: Guten Morgen! sagten, obwohl es immerhin noch eine Weile dauerte, bevor die französische Conversation ganz aus den höhern Kreisen verschwand.

Der Hof wurde seit 1786 sehr glänzend; zahlreiche fürstliche Besuche gaben Anlaß zu größern Festen, reiche Ausländer, z. B. der Herzog von Curland, ließen sich in Berlin nieder, Polen, Franzosen, Niederländer und Britten eilten zahlreich nach Berlin, was der aufkeimenden Stadt sehr zu Gute kam. Man darf sich indessen von dem Glanz, welchen der königliche Hof dabei entwickelte, durchaus keine übertriebenen Vorstellungen machen; Friedrich Wilhelm II. war vielmehr ein sparsamer, als ein verschwenderischer Fürst. Freilich kostete der Hofhalt mehr als zur Zeit Friedrichs, oder gar Friedrich Wilhelms I., aber die Ansprüche waren damals in allen Ständen höher ge-

stiegen; der Berliner Hof war und blieb im Großen und Ganzen ein knapper und militairischer Haushalt im Gegensatz gegen alle andern geistlichen und weltlichen Höfe Deutschlands und des Auslandes.

Der König liebte keine Pracht; weder in den Ameublements, noch bei Tafel, noch in Equipagen und Livreen herrschte übertriebener Aufwand. Der König und die Prinzen gingen immer in Uniform; das schon wirkte dem Kleiderluxus entgegen. Die neue Livree war reich, aber kaum kostbarer, als die Friedrichs des Großen. Prächtig waren eigentlich nur die Läufer und die Heyducken der regierenden Königin. Sogar das Pageninstitut hob der König auf und vereinigte es mit dem Cadettencorps. An Gallatagen, wenn von dem goldenen Service Friedrichs gespeist wurde, war die Tafel reich, aber ohne Verschwendung besetzt; es wurde dabei nicht einmal Wein gegeben, wer trinken wollte mußte sich ein Glas rothen oder rheinischen Weines fordern. Der Kronprinz (nachmals König Friedrich Wilhelm III.) war der erste Prinz des Hauses, welcher 1790 bei sich einführte, daß Wein auf die Tafel gesetzt wurde; der und König die andern Prinzen und Prinzessinnen

blieben bei der alten Sitte. Nur der greise Prinz Heinrich lebte zu Rheinsberg mit fürstlichem Aufwande und unterhielt eine eigene Oper, französisches Schauspiel und offene Tafel für Fremde von Distinction, namentlich Franzosen.

Auch in den höhern Ständen war der Aufwand nicht übertrieben, sie folgten, wie immer, dem Beispiel des Hofes; es waren vorzugsweise die mittlern und niedern Stände, bei welchen in erschreckender Weise der Luxus einriß.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Berliner Gesellschaft nach dem Tode des großen Friedrich fahren wir in unserer Erzählung fort.

Es war in den ersten Wochen des Jahres 1787 an einem sonnigen milden Nachmittage, als eine Anzahl junger Offiziere, laut scherzend und sichtlich sehr guter Dinge, über den Dönhoff'schen Platz in Berlin kam. Alle trugen Stock und Degen, weiße Plumage auf den quergesetzten Hüten, weiße lederne Beinkleider und hohe Steifstiefeln. Es waren also Cavallerie-Offiziere. Man sah neben dem reich mit Gold gestickten rothen Gesellschafts-Galla-Rock eines Lieutenants vom Regiment Gensd'armes das gelbe Collet

der Cuirassiere von Beeren, den blauen Leibrock mit rothem Kragen vom Regiment von Quitzow, den blauen Ueberrock mit gelbem Kragen vom Regiment von Reitzenstein, den weißen Gesellschaftsrock vom Leibcuirassier-Regiment und die Abzeichen von noch mehreren andern berühmten Reiterregimentern der königlichen Armee. Diese Regimenter standen nicht alle in Berlin, aber in Berlin war Carneval, da waren denn mit Urlaub eine Menge von auswärts stehenden Offizieren in Berlin anwesend, welche zum Theil auch ihre Familien hier fanden, die sich während des Carnevals in der Hauptstadt aufhielten.

Die jungen Herren kamen von einem gemeinschaftlichen Diner, bei welchem der „rothe Dicke", so wurde der damals vorzugsweise bei den Militairs geliebte Pontak-Wein scherzhaft genannt, nicht geschont worden war; man setzte auf der Straße die heitern Tischgespräche fort, zerstreute sich einzeln und langsam im Weitergehn nach allerlei Verabredungen zu spätern Zusammenkünften. Endlich waren an der Friedrich- und Kochstraßenecke nur noch zwei der Offiziere zusammen: ein Lieutenant in dem gelben, mit Roth und Gold besetzten Collet des Cuirassier-

Regiments von Beeren und ein Cornet in einem weißen Collet mit Himmelblau und Silber, die Uniform des Leibcarabinier-Regiments.

„Das muß ich bekennen, Vetter", sprach der gelbe Lieutenant, vor einer Hausthür stehen bleibend, „daß Du mich nach solchem Diner bis in die Kochstraße begleitest, während Dich Dein Weg nach der Weidendammer Brücke führt, das ist ein Freundschaftsstück, welches ich Dir wahrscheinlich nicht nachmachen werde."

„Verlange es auch nicht," entgegnete der Weiße ruhig, „ich werde Dich auch noch weiter begleiten, nämlich bis auf Dein Zimmer, und Du sollst mir für nichts dankbar sein, als dafür, daß ich eine Pfeife von Deinem herrlichen Tabak rauche!"

Der Cornet lachte heiter, der Lieutenant warf ihm einen rapiden Blick zu, antwortete aber kurz: „Du weißt, daß ich Dir stets zu Dienst bin mit Allem was mein ist!"

Darauf stiegen die Herren eine schmale hölzerne Treppe hinauf, welche unter den gewichtigen Tritten der schweren Reiter knackte, und saßen bald darauf, Tabak rauchend, auf einem kleinen, spartanisch harten

Sopha in einem sehr einfach, fast ärmlich ausgestatteten Stübchen.

Der gelbe Reiter, eine große, schwere Gestalt mit breitem, gutmüthigem Gesichte und zwei kleinen freundlichen Augen darin, war Herr Franz von Sandow, Lieutenant bei den von Beeren-Cuirassieren; der Kleinere war der Cornet Hans Carus von Margendorff, genannt Wassersuppe, vom Regiment Leib-Carabinier.

Eine ziemliche Weile herrschte tiefes Schweigen in dem kleinen Zimmer, hätte aber Franz von Sandow seinen jüngern Verwandten und Kameraden schärfer beobachtet, so würde er leicht erkannt haben, daß der vor Begierde brannte, zu reden, und nur noch um einen passenden Anfang verlegen war.

„Es bleibt dabei, Vetter", sprach endlich der Gelbe, „zum Sommer nehme ich den Abschied, bekomme ihn als Rittmeister, Chef versprochen, setze mich auf Sandow, heirathe Cousine Sophie Dorothea und Du kommst zur Hochzeit."

„Versteht sich", erwiderte der Weiße eifrig, „bist Du denn mit Sophie Dorothea einig?"

„Graue Excellenz!" antwortete der Gelbe lakonisch und phlegmatisch zugleich.

„Sehr hübsches Mädchen, hat mir sehr gefallen!" meinte der Cornet.

„Mir noch mehr gefallen, mir immer gefallen, wird hübsche Frau werden!" erwiderte der Lieutenant.

„Desto unangenehmer ist die Verwandtschaft", fuhr Margendorf bedenklich fort. „Der cher oncle in Heidersdorf ist eine sonderbare Art von Menschenkind, haßt alle Soldaten und seine neue Madame mit ihrem Söhnlein, dem Zierbengel von Baron, sind keine angenehme Zugabe."

„Kümmere mich nicht drum, graue Excellenz besorgt Alles."

„Was hast Du, Vetter Franz?" fragte der Cornet plötzlich.

Wirklich hatte sich das gutmüthige Gesicht des gelben Lieutenants mit einem Male auffallend verändert, es zeigte plötzlich eine tiefe Niedergeschlagenheit mit einer fast komischen Beimischung von Aengstlichkeit.

„Was hast Du? Sprich!" drängte der junge Margendorff.

„Verdammte Vergeßlichkeit!" murmelte der gelbe Reiter, „graue Excellenz geschrieben, vorgestern Brief

erhalten, ganz vergessen, soll meinen zukünftigen Schwager suchen, auf und davon, der Junge, Keiner weiß wohin, Alles vergessen!"

„Vetter Heinrich durchgegangen?" rief der Cornet, „das ist in der That hübsch, der arme Junge! die schwarze Katze, seine liebe Frau Stiefmutter, wird ihn vertrieben haben; was schreibt denn die graue Excellenz?"

„Ist schon im vorigen Sommer davongegangen", recapitulirte Sandow, an den Fingern zählend, „graue Excellenz erst Weihnachten erfahren, Vater, toller Kerl das! Angenehmer Schwiegerpapa, kümmert sich nicht drum, kümmert sich auch nicht um seine Tochter, sehr angenehm das! Heirathe nicht nach Geld, Sandow nährt alleine; Niemand weiß, wo der Junker hin ist, graue Excellenz vermuthet in Berlin, Freund gehabt, Pastorensohn, Hiob Klinker, auch durchgegangen, soll auch hier sein, unter die Soldaten, Junker Heinrich bei ihm, vermuthet graue Excellenz; ich suchen!"

„Und ich werde ihn für Dich suchen, Franz!" fiel der Cornet ein.

„Sehr genereuses Anerbieten!" entgegnete mit fast zärtlichem Blick der sehr bequeme gelbe Reiter.

„Nein, nicht genereuse, ich thu es nicht umsonst!“ rief Junker Hans Carus.

„Was kann ich für Dich thun?“ fragte Hans von Sandow etwas kleinlaut.

„Mir einen Rath geben, Franz!“ sagte der Cornet zögernd.

„Rath? So viel Du willst!“ versetzte der Lieutenant, welcher große Befriedigung darüber empfand, daß es sich nicht um einen Gang, oder sonst eine angreifende Hülfe handelte.

„Franz“, fuhr der Cornet fort, während sein jugendfrisches Gesicht eine höhere Röthe färbte und seine schönen braunen Augen funkelten, „Franz, Du bist viel älter als ich, Du bist oft in Berlin gewesen, sei so gut und sage mir, ob Du schon ein zärtliches Verhältniß hier gehabt hast? Du kannst es mir dreist sagen, Du weißt, daß Cousine Sophie Dorothea von mir nichts wieder erfahren wird; ich bin stumm wie das Grab, also antworte mir!“

Der ehrliche gelbe Reiter fühlte sich sichtlich durch diese Frage in eine kleine Verlegenheit versetzt, er schwieg einige Augenblicke; endlich faßte er seinen Entschluß und sprach gezwungen lächelnd: „Keine

Liebschaft gehabt, auf Ehre! Sophie Dorothea erste Amour, wär' mit ihr auch nichts geworden ohne graue Excellenz, kann Dir das sagen, Vetter, bald doppelt Vetter, habe Angst vor den Frauenzimmern!"

Der Cornet lachte und es war auch wirklich komisch, diesen baumlangen Reiteroffizier mit seinen schweren Gliedmaßen und seinem gutmüthigen Gesichte, so roth wie ein junges Flußpferd, schamhaft bekennen zu hören, daß er sich vor den Frauenzimmern fürchte.

„Alter Kerl!" rief der Cornet, „Du fürchtest Dich wohl auch vor Sophie Dorothea?"

„Nicht sehr", entgegnete der Gelbe ruhig, „ist sehr gut, graue Excellenz, weißt Du!"

Der weiße Reiter blickte einen Augenblick sinnend vor sich nieder, er überlegte, ob er fortfahren solle, seinem Vetter, der nach seinem eigenen Geständniß in Liebesaffairen ein pures Kind war, Confidencen zu machen; dann fuhr er kühner fort: „Franz, man hat mir einen Brief zugesendet und mir ein Rendez-vous gegeben, soll ich hingehen?"

„Ja! wenn Du Dich nicht vor den Frauenzimmern fürchtest und es nicht gar zu weit ist, warum willst Du nicht hingehen? Auch Zettel erhalten, sonst

nie gegangen, zu weit und Furcht, weißt schon, die Andern gehen immer, wenn Zettel bekommen, rennomiren!"

„Soll ich Dir mein Billet zeigen, Franz?"

Der weiße Reiter reichte dem Vetter ein elegant gebrochenes Blatt mit einer französischen Aufschrift: „A monsieur monsieur de Margendorff à Berlin", wie's damals Mode war. Der Sandower nahm es beinahe ceremoniöse in seine dicken Finger und hielt es zunächst an seine Nase.

„Orange, vornehm", sagte er mit der gewichtigen Miene eines Kenners, „Handschrift fremd, Kameraden machen's immer so, bevor öffnen."

Er schlug das Billet auseinander und las: „Man wünscht Herrn von Margendorff näher kennen zu lernen und erwartet ihn am Mittwoch Abend an der Thür des Hauses Nr. 671 in der Scheffelgasse nach sieben Uhr. Er wird sicher so galant sein, nicht lange auf sich warten zu lassen."

Der Cornet sah mit funkelnden Augen in das breite freundliche Angesicht seines unschuldigen Vetters, welcher ihm das Billet zurückgab, einige derbe Züge that, den dicken Dampf mit Macht von sich stieß und

dann wie ein Orakel aus den Wolken heraus seine Weisheit verkündete, wie folgt:

„Vetter, nobles Abenteuer, sehr vornehme Dame vom Ausland, Scheffelgasse ziemlich weit, Gärten hinter Kammergericht, fast drei Viertel auf Sieben!"

„Du meinst also, ich soll gehen?" fragte der Cornet.

Keine Antwort.

„So rede doch, Franz!"

Nur Tabakswolken, aber keine Antwort.

„Woher weißt Du, daß die Dame vornehm ist und aus dem Auslande?"

„Papier, Orange, Handschrift, Absteigequartier, Alles vornehm und Ausland!", erwiderte der von Sandow ruhig, „Kameraden zeigen mir immer ihre Zettel."

Vor dieser Erfahrung verstummte der weiße Reiter für einige Augenblicke und stellte seine Pfeife hin.

„Soll ich gehen, Vetter?"

Keine Antwort.

„Donner und Wetter, warum antwortest Du nicht?" fuhr Margendorff zornig heraus.

„Weil Du doch gehst, mag sagen was ich will!“ entgegnete der Gelbe ruhig.

„Woher weißt Du das?“

„Kameraden machen's immer so, fragen erst und gehen doch!“

Der Weiße war abermals durch die Erfahrung geschlagen und stand auf; es war eine schöne, schlanke und doch kräftige Jünglingsgestalt; das jugendlich-frische, glatte Gesicht, die Cavallerie-Offiziere trugen damals keinen Bart, war zwar nicht besonders schön, hatte aber einen glücklichen Ausdruck und in den großen braunen Augen leuchtete jenes Feuer, das eine kühne, leidenschaftliche Seele verräth.

„Nimm den grauen Mantel da“, sagte Sandow freundlich, „Kameraden auf solchen Gängen immer im Mantel, kenne das!“

Der Weiße drückte dem Gelben flüchtig die Hand, nahm den Mantel um und wollte gehen, seine Wange glühte, sein Herz pochte; der Jüngling ging zu seinem ersten Rendez-vous und dieses war so köstlich geheimnißvoll.

„Halt!“ befahl der gelbe Reiter, „graue Excellenz, künftigen Schwager suchen!“

„Morgen werde ich nach dem Junker suchen; gute Nacht, Vetter!“ entgegnete der Weiße und huschte hinaus.

Franz von Sandow blieb ruhig in seiner bequemen Lage, so weit auf einem solchen Sopha überhaupt von Bequemlichkeit die Rede sein konnte, aber man war damals nicht sehr verwöhnt. Uebrigens dachte der Lieutenant in seiner Dampfwolke keineswegs an den Vetter in Weiß und sein Abenteuer; er war dergleichen Affairen gewohnt; er war in allen zarten Geschichten der Vertraute seiner Kameraden, sie wußten, daß sie in ihm niemals einen Nebenbuhler zu fürchten hatten. Welchen Weg seine Gedanken gingen, konnte man aus einzelnen Worten entnehmen, welche er mit seinem breitesten Lächeln und halber Stimme vor sich hinsprach: „Haus einrichten, Pontak bestellen, liebe Sophie Dorothea, sehr hübsche Frau werden, graue Excellenz!“

In diesen wenigen Worten lag seine ganze Hoffnung, seine ganze Zukunft, zu deren Beschützerin er die graue Excellenz gewonnen.

Folgen wir indessen dem weißen Reiter, und überlassen wir den gelben seinen glückseligen Träumen.

Hans Carus schritt hastig vorwärts, er hörte es sieben Uhr schlagen, er wußte ersichtlich den Weg zu der abgelegenen, zwischen den Gärten hinter dem Kammergericht hinlaufenden Gasse sehr gut; er hatte sich zuvor erkundigt und erfahren, daß sich außer den Eckhäusern nur ein einziges Haus in der Scheffelgasse finde, daß dieses die in dem Billet genannte Nummer (damals liefen die Häusernummern noch durch die ganze Stadt) trage, daß er also gar nicht fehlen könne, trotz des eingebrochenen Abends.

Als Herr von Margendorff die Scheffelgasse erreicht hatte, mäßigte er seinen Schritt ein wenig; er ging langsam, bald an Zäunen, bald an Bretterwänden, bald an Mauern hin; es gab hier nur Gärten und Holzplätze, und es war ganz einsam.

Endlich hatte er sein Ziel erreicht und stand nun mit klopfendem Herzen vor einem Hause, oder vielmehr vor einer Hütte, welche ihm ärmlich und verfallen erschien, so weit er sie in dem Abenddunkel betrachten konnte. Auf der einen Seite dieses Gebäudes war eine hohe Bretterwand, auf der andern begann eine Steinmauer.

Als der Officier einigermaßen bedenklich diese

Umgebungen betrachtete, öffnete sich plötzlich die schlechte niedrige Thür, eine Gestalt trat über die Schwelle, stellte sich ganz nahe vor ihn und musterte ihn aufmerksam, dann sagte eine sanfte Stimme: „Folgen Sie mir, mein Herr, man erwartet Sie schon!"

Der weiße Reiter trat hinter dem Mädchen her durch die Thür, unter welcher er seine hohe Gestalt beugen mußte, durchschritt einen engen Flur und kam so in einen feuchten, schmutzigen Hof, wo seine Führerin im Winkel einer steinernen Hinterwand ein schmales Pförtchen öffnete.

Hans Carus befand sich, wie ihm der Geruch von Kiehn verrieth, denn sehen konnte er nichts, in einem Holzstall, gelangte aber bald mit Hülfe des Mädchens, welches seine Hand ergriffen, in einen Garten, der im Sommer und bei Tage wahrscheinlich sehr anmuthig war, zur Zeit aber wüst und traurig erschien. Wie Gespenster ragten einzelne Bäume empor und schatteten sich gegen das Dunkel ab; mit Stroh umwundene Statuen erhoben sich hinter den Hecken dicht an den Wegen; Dämmerung und Stille ringsum.

Der Garten mußte sehr groß sein, denn der

junge Officier glaubte ziemlich lange gegangen zu sein, als sich eine dunkle Masse vor ihm zeigte, die er für ein Gebäude und, nicht mit Unrecht, für das Ziel seiner Wanderung hielt. Er fühlte, daß sein Fuß auf festen Kiessand trat; noch wenige Schritte und seine Führerin flüsterte ihm zu: „Sechs Stufen aufwärts, mein Herr, wenn's Euch beliebt!"

Hans Carus stieg hinauf und stand unter einen Porticus, dessen Säulen weiß durch das Dunkel schimmerten.

Eine Thüre wurde von Innen geöffnet, eine warme, wohlriechende Luft strömte dem Eintretenden entgegen, und dieser sah sich in einer matt erleuchteten Rotunde, deren Fußboden mit einem schönen Mosaik belegt war; in der Mitte ragte eine weiße Marmorstatue aus einem Lorbeer- und Myrthengebüsch empor.

„Gehen Sie zur rechten Hand, man erwartet Sie, mein Herr!" flüsterte die Führerin und war verschwunden, bevor der etwas betretene Cornet ihr Gesicht zu sehen vermochte.

Mechanisch ging er zur Rechten, wo sich vor ihm eine offene Thür zeigte, aber er ging sehr lang-

sam, er dachte plötzlich an seinen gelben Vetter, der ihm gesagt: „Sehr vornehm, Ausland!“ Er wußte jetzt, daß er wirklich in sehr vornehmen Umgebungen war und ausländisch ganz war wenigstens die Luft, welche er athmete, sie war schmeichelnd warm und mit Orangeduft geschwängert.

Langsam trat der ehrliche märkische Junker in das erste Gemach rechts neben der Rotunde; die Luft, die er athmete, hatte etwas sinnlich Aufregendes und Betäubendes zugleich, aber der Cornet von den Leibcarabiniers hatte in seiner robusten Gesundheit keine Ahnung von dem, was man Nerven nennt, die Luft übte keinen Einfluß auf seine Sinne. Auch das Gemach, in welchem er jetzt stand, schien ihm, wie Alles, was er hier sah, nur fremdartig, es war ganz weiß und mit einer Reihe von Bildern zu Ariost's Orlando geziert. Hans Carus hatte den rasenden Roland nicht gelesen, die Bilder, so schön sie ihm auch schienen, und sie waren wirklich von großem Werth, interessirten ihn nur wenig.

Er trat in das zweite Zimmer; das bildete eine Laube von blühenden Kastanien mit ihren breiten Blättern; das Licht fiel, wie ein matter Sonnenstrahl,

von Oben herein, und machte die Illusion durch die künstlerische Beleuchtung des künstlichen Laubwerkes auf den ersten Anblick wenigstens vollständig. Verschlungene Zweige und Blattwerk bildeten die Decke, Immergrün, rothe und blaue Glockenblumen umgaben die Stämme der Kastanien.

Hans Carus sagte sich, daß er dergleichen noch nie gesehen, und fragte sich, wer es sein könne, der ihn in diese Räume rufen ließ. Seltsam, je weiter er ging, je neugieriger er diese geschmackvolle Pracht bewunderte, desto weniger dachte er an ein Liebes-Abenteuer, das er doch eigentlich hier zu finden gehofft hatte

Das dritte Gemach war wieder weiß mit blauen Säulen an den Wänden, zwischen den Säulen Spiegel, vor denen auf Marmorconsolen mächtige silberne Vasen standen; an der einen Seite war ein reich mit edlen Gefäßen besetzter Schenktisch, der aus ungleichen Stücken von geschliffenem Marmor, Porphyr, Jaspis, Achat und andern farbigen Steinarten zusammengesetzt war. Das Deckengemälde zeigte eine üppige mythologische Scene, Venus und Mars, Hebe und Neptun, Jupiter und Juno, kurz, die ganze heidnische Wirth-

schaft im Olymp mit Ovidischer Phantasie und saftigem Pinsel gemalt. Hans Carus interessirte sich übrigens beinahe mehr für den mit seltenen Hölzern aller Art so zierlich ausgelegten Fußboden, daß er ihn nur scheu zu betreten wagte, als für die bunte Wirthschaft an den Decken. Er hatte ähnliche Kostbarkeiten nur in den Paradekammern des königlichen Schlosses gesehen.

Im nächsten Gemach standen goldene Palmenbäume und antike Statuen von Erz dazwischen, an goldenen Ketten hingen Ampeln von den Wänden; Stühle und Sopha's waren von vergoldetem Holz und mit grünem Sammet und Goldfransen bedeckt; die Wände waren mit Fresco-Malereien geschmückt.

Aus diesem Gemach trat der Cornet in ein schmales Vorzimmer und stand nun vor einer schweren Portière von dunkelrothem Sammet; einen Augenblick zögerte er, diesen Vorhang zu lüften, denn bisher war er durch lauter offene Thüren gegangen, indessen hatte er schon keck die Hand ausgestreckt, als eine laute, aber wohltönende Stimme von ferne rief: „Treten Sie nur ein, ich habe Ihren Schritt gehört und ich erwarte Sie!“

Hans Carus zog den Vorhang zurück und trat mit mehr Neugierde als Befangenheit in ein Gemach, welches viel kleiner war als diejenigen, welche er bisher gesehen und ihm fast düster erschien; es war mit dunkelrothem Sammet ausgeschlagen. Ringsum an den Wänden hin lief ein breiter Divan mit rothem Sammet gepolstert; in der Mitte des Gemachs stand ein großer runder Tisch, dessen Platte mit einer Unzahl der verschiedensten Gegenstände besetzt war Hohe Urnen, Statuetten von Stein und Metall, Krüge von sonderbarer Gestalt, schlanke Gläser, Bücher in kostbar alterthümlichen, mit funkelnden Steinen besetzten Einbänden, Kästchen, Dosen, Schmuckstücke, zierliche Waffen, Bilder, Münzen, Medaillen, Uhren, Leuchter, kurz, mehr als tausend Gegenstände der verschiedensten Art, aber sichtlich alle von nicht gemeinem Werth waren da wie Trödelkram zusammen gehäuft, lagen wild durcheinander und wurden scharf beleuchtet von dem bläulich weißen Licht aus der Ampel, welche über dem Tisch von der Decke niederhing. Ueberall rings um den Tisch standen Schränkchen mit flachen Schubläden, welche Sammlungen enthalten mochten.

„Treten Sie näher," befahl wieder die wohllautende Stimme, die er bereits vernommen, dem Cornet, „nehmen Sie auf dem Divan Platz, Sie werden ermüdet sein!"

Der weiße Reiter, welcher jetzt erkannte, daß die Redende, denn es war eine Frauenstimme, welche er nun schon zweimal vernommen, hinter dem Tisch in einem tiefen Lehnstuhle saß, nahm gehorsam Platz auf dem Divan, fuhr aber beinahe erschrocken auf, denn in dem Augenblick, wo er den Sitz berührte, schnurrte es unter ihm und eine dünne Flötenstimme sang das ehedem so beliebte Liedchen:

„Marlbrough s'en va-t-en guerre
Miron ton ton, miron ton ton taine
Marlbrough s'en va-t-en guerre,
Il ne sait quand reviendra!"

„Es ist eine Spieluhr," sagte die Dame erklärend, „ich hatte es vergessen, kindische Spielerei, an der ich einst Gefallen fand; es hat sich so lange dort Niemand niedergesetzt, kommen Sie näher, ich kann Sie da besser sehen und Sie haben keine Spieluhr zu fürchten, es ist zwar noch eine da, aber die ist dort drüben, sie spielt einen Tanz. Wir haben oft darnach getanzt, der dicke Rheder mußte sich immer

wieder von Neuem darauf setzen, wenn sie abgelaufen war; damals tanzte ich, jetzt kann ich nicht gehen, so arg plagt mich das Podagra!"

Das Alles wurde mit derselben wohllautenden, etwas kühlen Stimme gesprochen, es lag kein Spott darin, obwohl der Cornet ziemlich komisch ausgesehen, als er erschrocken aufsprang; es lag keine Wehmuth darin, als die Podagristin von dem Tanzvergnügen vergangener Tage sprach, es klang aus dieser Stimme nichts als gehaltene Ruhe und sich selbst bescheidende Gelassenheit.

Hans Carus hatte, während die Dame sprach, Gelegenheit gehabt, sie zu betrachten, wenigstens ihr Antlitz, denn die Gestalt war in einen weiten faltigen Kaftan oder Mantel von einem feinem, weißen Wollenzeug gehüllt; um den Hals war ein Tuch von dickem weißen Musselin wie eine Herrencravatte gelegt, so daß die gestickten Zipfel auf die Brust fielen, die unter dem Kinn zusammengebundene weiße Haube bedeckte wie ein Kindermützchen den ganzen Kopf und umrahmte das Gesicht mit einer schmalen gekrausten Spitze.

Das Gesicht aber, welches sich da so zart und

weiß abhub gegen den dunkelrothen Sammet der Rückenlehne des Stuhles, war von einer Art, wie der ehrliche Cornet noch keins gesehen, war so eigenthümlich, daß er es mit offenem Munde und einem unbeschreiblich albernen Blick anstarrte und noch eine ziemliche Weile anzustarren fortfuhr.

Dieses Gesicht war zart und rosig wie das Antlitz eines Kindes; der ganze Kopf war der eines Kindes, und doch war die Frau ersichtlich nicht mehr in der ersten Blüthe, oder vielmehr, sie war überhaupt nicht mehr blühend; eine ernste Falte zog sich quer über ihre Stirn, die Augen, die groß und von schönem Blau waren, blickten müde, und um den Mund, der lieblich geschnitten, dessen Lippen noch immer frisch, beinahe üppig waren, lag ein rührender Zug wehmüthiger Entsagung, zuweilen zuckte aber doch auch etwas Trotziges, Verbissenes hervor, man konnte bei scharfer Beobachtung erkennen, daß die Entsagung nicht ganz stichhaltig war.

„Entledigen Sie sich doch Ihres Mantels," sprach die Dame, ihre kleinen, hübschen, vollen Hände, sie hatten Grübchen wie Kinderhände, auf der Brust faltend, „er wird ihnen lästig in der Wärme meiner Krankenstube!"

Der Cornet gehorchte.

„Ich habe Ihnen geschrieben," fuhr die Dame fort, „nachher erst ist mir eingefallen, daß Sie geglaubt haben werden, es handle sich hier um ein zärtliches Rendez-vous, das hat mich belustigt, aber ich denke, Ihre Galanterie wird so weit reichen, einer Dame eine unabsichtliche Täuschung zu verzeihen; wie?"

Hans Carus verbeugte sich; je länger die Dame sprach, desto bekannter klang ihm ihre Stimme, desto gewisser wurde ihm, daß er wenigstens diesen Mund und diese Augen irgendwo schon gesehen.

„Sind Sie stumm, mein Herr?" fragte die Dame mit einem kaum merklichen Lächeln.

„Sie sehen mich in einer solchen Verlegenheit, gnädige Frau —" stammelte der Cornet und stockte dann wieder.

„Ich denke, Sie würden in noch größerer Verlegenheit sein, vielleicht, wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre," sprach die Dame ruhig und kühl wie immer, „doch vor zwanzig Jahren waren Sie noch nicht geboren, und ich war schon längst eine schöne Dame; heute bin ich eine arme Frau, welcher die

Krankheit den Gebrauch der Füße untersagt, und Sie sind ein schmucker, junger Officier. Sie haben keine Ursache, verlegen zu sein, sondern ich, denn ich habe Sie gebeten, hierher zu kommen, ich bin im Begriff, einige Fragen an Sie zu richten, die Ihnen gewiß sehr indiscret erscheinen werden, und welchen Anspruch auf die Gefälligkeit eines jungen Officiers hat eine alte, kranke Frau?"

„Ich bin bereit, jede Frage zu beantworten!" rief Hans Carus feurig, denn es war in seiner Seele ein Gefühl, welches ihm die seltsame Frau beinahe lieb machte.

„Jede?" versetzte die Dame mit einem ihr eigenen halben Lächeln.

Der Jüngling erröthete.

„Verzeihen Sie," fuhr die Dame fort, „dieses Spielen mit Worten ist eine Angewöhnung aus der Gesellschaft, in welcher ich lebte, so lange ich Füße hatte und gesund war; man spielt da mit Worten, wie man mit vielen andern Dingen spielt, und das Spielen mit Worten ist oft nicht das unschuldigste: es giebt Worte, die tödtlich wie Kugeln verwunden — ich wußte, was Sie sagen wollten, war dankbar für

Ihre ritterliche Aufwallung und konnte es doch nicht lassen, mit dem Wort zu spielen; sehen Sie, so mächtig sind alte Angewöhnungen, denn ich lebe nun schon so manches Jahr außerhalb jener Gesellschaft!"

Die Dame schwieg einen Augenblick, dann nahm sie einen goldenen Stift und ein Blatt Papier, was auf dem Tisch vor ihr lag, zog es näher zu sich heran und sagte ruhig: „Ich will von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch machen, haben Sie die Güte, mir den vollen Namen Ihres Herrn Vaters und den Namen Ihrer Frau Mutter zu nennen!"

Hans Carus staunte, diese Frage hatte er offenbar durchaus nicht erwartet, indessen faßte er sich rasch und antwortete: „Mein Vater ist der Major Hans Joachim von Margendorff, genannt Wassersuppe, auf Schatzlow und Grimmen; meine Mutter heißt Sophia Dorothea und ist die zweite Tochter des verstorbenen Generallieutenants von Berg auf Lygum."

„Sie sind der älteste Sohn und das älteste Kind Ihrer Aeltern?" fragte die Dame weiter, nachdem sie die Namen notirt.

Der Cornet bejahete.

„Wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, wann und wo Sie geboren sind?"

Ein aufmerksamerer Beobachter, als der weiße Reiter, hätte wohl bemerken können, daß bei dieser Frage die sonst so gehaltene Stimme der fremden Dame eine leichte Bewegung verrieth.

„Ich bin am Neujahrstage 1769 hier in Berlin geboren!" lautete die rasche Antwort.

„Also auch hier getauft?"

„Hier in der Domkirche uud zwar am 25. Januar 1769!"

„Wissen Sie, ob Ihr Herr Vater damals noch im Dienst war?"

Die Fragende sprach jetzt leiser und so zögernd, daß es selbst dem ehrlichen Junker auffiel.

„Mein Vater war damals schon mehrere Jahre außer Dienst," versetzte er nachdenklich, „er konnte nicht mehr zu Pferd steigen, er war schon Major außer Dienst, als er heirathete."

„Wissen Sie, in welchem Hause Sie hier geboren sind?"

Die Frage wurde schnell, beinahe hastig gethan.

„Vor einigen Jahren," entgegnete der Cornet,

dem diese einfachen Fragen immer sonderbarer dünkten, „war ich mit meinem Vater hier, wir gingen durch die Wilhelmsstraße, da zeigte er mir ein Haus und sprach: „Merke Dir dies Haus, mein Sohn, Du bist in diesem Hause geboren!“ ich weiß die Nummer nicht, aber es ist nicht zu fehlen, denn es ist das einzige in jener Gegend auf der linken Seite, vor welchem Bäume stehen, es hat nur ein Stockwerk und sieben Fenster, es hat —“

Der junge Officier hielt plötzlich inne.

Die Dame wendete sich langsam mehr nach ihm zu, ihre Lippe zitterte leicht, doch fragte sie ruhig: „Warum halten Sie so plötzlich inne?“

„Oh,“ erwiderte der Cornet aufrichtig, „es fiel mir plötzlich ein, daß mein Vater damals auch zu mir sagte, es könne von Wichtigkeit für mich werden, daß ich das Haus kenne, in welchem ich geboren, und nun, nun —“

Hans Carus stockte wieder.

„Und nun,“ fuhr die Dame milde fort, „ist hier eine fremde Person, die mich so genau nach dem Hause frägt, so wollten Sie sagen; nun, Ihr Herr Vater hatte vollkommen Recht, denn es kann wirklich

von großer Wichtigkeit für Sie werden, daß Sie das Haus kennen, in welchem Sie geboren sind. Darf ich noch einige Fragen thun, ich bin bald zu Ende!"

„Fragen Sie, gnädige Frau!" entgegnete der Cornet, doch konnte er nicht ganz sein steigendes Mißbehagen verbergen.

Die Dame, welche das nicht zu bemerken schien, fragte jetzt: „Haben Sie keine Erinnerung aus Ihrer frühesten Lebenszeit?"

„Von Berlin nicht," erwiderte der Jüngling, „alle meine Erinnerungen knüpfen sich an unser altes Haus in Schatzlow!"

„Hatten Sie nicht vielleicht einen alten Diener, der Sie besonders liebte?"

Der Blick der Dame hing lauernd an dem Gesicht des jungen Officiers, er bemerkte es nicht, sondern entgegnete frei: „Unsere Leute liebten mich Alle, doch ja, ich erinnere mich dunkel, nicht ein Diener, aber es war eine alte Frau da, die mich besonders liebte, ja, ja, es ist mir, als hätte sie eine goldene Mütze gehabt, nach der ich sehr begierig war; sie saß auf dem Sandplatz im Garten in der Sonne, ich spielte um sie, aber weiter weiß ich nichts mehr, sie

muß gestorben sein, als ich etwa fünf Jahr alt war."

Der Jüngling schwieg: die Dame sah ihm aufmerksam in's Gesicht, und in diesem Moment war's, was ihm noch deutlicher wurde als vorher, daß er diese Augen, diesen Mund schon ein Mal gesehen, er wußte aber nicht wo, und es wurde ihm beinahe ängstlich.

Der Mensch unterliegt oft sehr sonderbaren Täuschungen, wenn er in seinen ersten Jugenderinnerungen forscht.

„Ich danke Ihnen sehr," nahm die Dame nach einer Weile ruhig das Wort wieder, „daß Sie so freundlich waren, meine Antworten zu beantworten, Sie haben mir einen großen Dienst geleistet und sich selbst sicher nicht geschadet. Begreiflicher Weise sind Sie nun sehr begierig zu erfahren, weshalb ich diese Fragen gethan; Sie sehen sich vor einem Räthsel, dessen Lösung Sie wünschen müssen und sie wird Ihnen werden, aber leider ist es nicht möglich, Ihnen dieselbe jetzt zu geben. Wollen Sie so freundlich sein, und sich gedulden, bis ich Sie wieder rufen lasse?"

Hans Carus verbeugte sich zum Zeichen seiner Zustimmung.

„Und wenn ich Sie nicht wieder rufen ließe?" fragte die eigenthümliche Dame rasch.

„Sie werden mich rufen lassen, ich fühle es!" entgegnete der Cornet.

„Und Sie werden von diesem Abenteuer Ihren Kameraden nichts erzählen?"

Der weiße Reiter blickte die Dame an und sie schlug die Augen vor ihm nieder.

„Leben Sie wohl bis auf Wiedersehen!"

Die Stimme klang milder als je, und sie reichte dem Cornet die Hand, dieser aber, von einem unerklärlichen Gefühl ergriffen, beugte ein Knie und küßte in tiefster Bewegnng die Hand.

Er erhob sich, verbeugte sich noch ein Mal tief, nahm seinen Mantel und ging hinaus.

Kaum war die rothe Portiere hinter ihm gefallen, als die streitenden Gedanken so gewaltsam auf ihn einstürmten, daß er achtlos durch die prächtigen Gemächer zurückging. Er wußte es kaum, daß in der Rotunde seine frühere Führerin wieder seine Hand ergriff.

Endlich stand er allein in der Scheffelgasse, tiefe Nacht war um ihn, tiefe Verwirrung in ihm. —

Viertes Kapitel.

Allerlei blaue Jungen.

„Der erste König war ein glücklicher Soldat,
Das erste Scepter war ein Stock!"

Voltaire.

Der junge Cornet vom Leibcarabinier-Regiment war durch seinen Besuch in der Scheffelgasse und durch sein Gespräch mit der geheimnißvollen Dame in jenem prächtigen Gartenhause während weniger Stunden mehr verändert, als früher in Wochen und Monaten. Diese Veränderung war indessen durchaus nicht zu seinem Nachtheil, denn zu dem Feuer und der jungendlichen Raschheit hatte sich ein gewisses nachdenkliches Wesen gesellt, was die ohnehin angenehme Erscheinung des edlen Jünglings zu einer doppelt anziehenden machte. Uebrigens war Hans

Carus durchaus nicht etwa ein träumerischer Romanheld geworden, und wenn er auch viel an die merkwürdige podagrische Dame, ihren herzförmigen Mund, ihre Augen und den geheimnißvollen Klang ihrer Stimme nachdachte, wenn er auch in der Einsamkeit viel grübelte über deren Fragen, die lediglich ihn selbst betrafen, wenn er sann über deren Bedeutung, über die Absichten, die man möglicherweise mit ihm haben könne, so war er doch nichtsdestoweniger nach wie vor ein trefflicher Gesellschafter, eifriger Theilnehmer an allen Lustbarkeiten und gern gesehen im Kreise seiner Kameraden, vorzüglich aber bei den Damen. Er war in viele Familien in Berlin, namentlich auch wegen seiner Verwandtschaft mit der Generalin von Berg, eingeführt. Wir wissen schon, daß der Einfluß der grauen Excellenz weit reichte.

Auch vergaß der weiße Reiter über seinem geheimnißvollen Verhältniß, so lebhaft es ihn auch beschäftigen mochte, keineswegs das Versprechen, welches er dem Lieutenant von Sandow gegeben; er begann gleich am andern Tage nach seinem Vetter Traugott Heinrich von Marnow zu suchen; das that er aber nicht nur, weil er es dem gelben Reiter versprochen,

sondern vorzüglich, weil es die graue Excellenz wünschte, und ein wenig auch aus eigenem Interesse an dem Schicksale des jungen Verwandten, der, obwohl einige Jahre jünger, doch zuweilen noch sein guter Spielkamerad in Lygum gewesen.

Der Cornet verband mit seiner Hitzköpfigkeit übrigens einen ungemein praktischen Blick; Feuer und Ueberlegung zugleich aber giebt die besten Offiziere! Da er nun von seinem Verwandten nichts weiter wußte, als daß er nach Berlin unter die Soldaten gegangen sein sollte, so beschloß er zunächst, in den Kasernen, oder vielmehr in den Kasarmen, wie man damals in Berlin sagte, der verschiedenen in der Hauptstadt garnisonirenden Truppentheile nachzuforschen. Er hatte sich genug in der Gesellschaft bewegt, um in jedem Regiment wenigstens einen Kameraden zu haben, auf dessen Gefälligkeit er bei seinen Nachforschungen rechnen durfte.

Er ging ganz methodisch dabei zu Werke und begann seine Nachforschung bei den Gardes du Corps, obwohl er sich selbst im Voraus sagte, daß sein kleiner Vetter schwerlich bei den herrlichen Reitern in weißen Collets mit rothen Superwesten angenommen

worden sei. Er brachte denn auch bald in Erfahrung, daß sich unter der stolzen Leibgarde zu Pferde sein Vetter nicht befinde.

Die Schwadron der Gardes du Corps, die damals in Berlin stand, die andern standen wie noch heute in Charlottenburg und Potsdam, hatte ihre Ställe in der Lindenstraße und die Reiter waren auch in jener Gegend einquartiert. Hans Carus begab sich von der Lindenstraße gleich nach dem etwas wüsten Platz am Ende dieser Straße, den man damals von seiner Form das Rondel nannte, er heißt jetzt Belle-Alliance-Platz. Dort am Hallischen Thor hatte das hochberühmte Regiment Ziethen-Husaren seine Hauptwache. Damals hieß es Leibregiment-Husaren, trug rothe Dolmans und blaue Pelze und war fünf Schwadrons stark; nach des alten Ziethen kürzlichst erfolgtem Tode war der General von Eben Chef desselben geworden. Aber auch hier fand der Cornet seinen Verwandten nicht. Ebensowenig unter dem Regiment Gensd'armes, dessen Chef damals der Generallieutenant von Prittwitz war. Die Gensd'armes trugen lichtgelbe Collets und blaue Westen mit goldenen Borten; die Offiziere außer Dienst rothe Röcke mit blauen Kragen.

Also unter der Cavallerie war der junge Marnow nicht und des andern Tags setzte der Cornet seine Nachforschungen bei der Infanterie fort. Zuerst war er auf der Friedrichsstadt bei dem Infanterie-Regiment des Herzogs Friedrich von Braunschweig, welches blaue Röcke mit Borten besetzt und rothe Aufschläge trug. All sein Fragen war auch hier umsonst; kein besseres Schicksal hatte er bei dem Regiment des Herrn Gouverneurs von Berlin, des berühmten und hochverehrten Generals Wichard Joachim Heinrich von Möllendorf; dieses Regiment trug blaue Röcke mit rothen Kragen und Aufschlägen und gelben Knöpfen; es hatte mit dem Braunschweigschen Regiment gemeinschaftlich die Hauptwache neben der Dreifaltigkeitskirche. Auch bei dem Regiment des Commandanten von Berlin, Generals von Braun, blau mit weißen Klappen und Aufschlägen, war der Junker von Marnow nicht zu finden, obwohl sich der Cornet viele Mühe gab und zweimal auf der Schloßwache war, die ein ihm bekannter Officier von diesem Regimente gerade commandirte. Ebenso vergeblich waren alle Bemühungen bei den Regimentern des Generals Hans Christoph von Woldegk, blau mit rothen Auf-

schlägen und gelben Borten, und des Generals Hans Ehrenreich von Bornstedt. Dieses Regiment, blau mit rothen Klappen und Aufschlägen, war schon Anno 1655 gestiftet und hatte seine Hauptwache auf dem neuen Markt. Nun wanderte der Cornet nach der Spandower Vorstadt zu dem Regiment des Generals August Wilhelm von Thüna, welches blaue Röcke mit weißen Borten trug, aber auch dort war keine Spur von seinem Verwandten zu finden. Endlich war er bei dem letzten in Berlin garnisonirenden Infanterie-Regiment, dem des Generals Ernst Ludwig von Pfuel, in Neu-Kölln angelangt, aber auch unter diesen blauen Jungen, welche Klappen und Aufschläge von schwarzem Plüsch trugen, konnte er seinen Vetter nicht entdecken, obwohl ihm die Officiere bereitwillig Auskunft gaben.

Nun konnte Vetter Traugott Heinrich, wenn er überhaupt in Berlin Soldat geworden war, nur unter dem königlichen Feldartilleriecorps stehen, und der weiße Reiter rüstete sich am dritten Tage, die vier Regimenter dieses Corps, welches den General Georg Ernst von Holtzendorff zum Chef und Generalinspecteur hatte, in ihren Quartieren und Kasernen zu besuchen.

Er kam zufällig zuerst in die Kaserne des zweiten

Regiments in der Oranienburger Straße und hatte dort ein militairisches Schauspiel, welches er noch nicht gehabt; es marschirte nämlich eine Artillerie-Abtheilung mit einigen Geschützen und vielen Rüstwagen ab. Er blieb stehen und sah den Zug vorüber marschiren, nicht ohne leise den Kopf über den Anblick zu schütteln; die Artilleristen wollten ihm gar nicht recht wie Soldaten vorkommen, und in der That hatte die preußische Artillerie damals auch äußerlich noch allerlei von der ehemaligen Gilde der Constablerei, aus welcher die Artillerie entstanden ist. Neben den Geschirren her wandelten nämlich Gestalten, welche nach ihrer Haltung Soldaten entschieden nicht waren; Kerle in langen, blauen, bis an die Knöchel reichenden Ueberröcken, mit einer Reihe großer Messingknöpfe versehen und rothem Boy gefüttert, trugen gelblederne Beinkleider, bis über die Knie reichende weißwollene Strümpfe und Stiefeln von rothem Juchtenleder, dreistutzigen Filzhut, den ordonnanzmäßigen zwölf Zoll langen Zopf und eine lange Fuhrmanns-Peitsche mit geflochtenem Stiel.

So präsentirten sich damals die ehrsamen Stückknechte des königlichen Feldartilleriecorps, ein seit-

dem gänzlich ausgegangenes Geschlecht sterblicher Menschen.

Hinter den Geschützen aber marschirten die Kanoniere in blauen Röcken mit schwarzen Rabatten, Kragen und Aermelaufschlägen, und langen, bis an die Kniekehlen reichenden, mit rothem Boy gefütterten Rockschößen. Sie trugen ferner Halsbinden von Pappe mit rothem Etamin überzogen und ganz schmal mit weißer Leinwand eingefaßt; das Jabot von gefältelter weißer Leinwand sah, halb schüchtern, halb coquet, aus der zugehakten Uniform hervor. An die kurzen weißen Tuchbeinkleider schlossen sich dicht unter dem Knie, ganz knapp und kein Fältchen werfend, die schwarzen Gamaschen, Stiefeletten genannt, an, welche mit sechszehn Messingknöpfen festgezwängt wurden. Als Handwaffe trugen die Kanoniere einen kurzen Pallasch mit zweischneidiger, grader Klinge, Korbgefäß von Messing und Säbeltroddeln an einem Riemen von rothem Juchtenleder.

So weit war das ganz militairisch, dazu aber marschirten die Kanoniere an langen, oben gabelförmig ausgeschnittenen Stöcken, welche mit blauer Oelfarbe angestrichen waren; Stöcke, die weiter keinen

Zweck hatten, als gewöhnliche Wanderstäbe. Sie hießen aber Luntenstöcke und waren den Artilleristen aus der Zeit geblieben, wo die Constabler ihre Lunten an solchen Stöcken mit sich führten. Die Kanoniere hingen sehr an diesen Stöcken, schwerlich aber wegen der historischen Erinnerung, welche sich an dieselben knüpfte, sondern weil der Stock damals noch das Abzeichen jedes Befehlshabers war. Alle Officiere, Alle, die etwas zu befehlen hatten, trugen Stöcke; der Stock stand im höchsten Ansehn, das Recht einen Stock zu tragen verlieh Autorität, darum ließen sich die Kanoniere auf dem Marsche ihre blauen Stäbe nicht nehmen, ein Luntenstock war doch immerhin auch eine Art von Stock.

Als Herr von Margendorff die Artillerie hatte abmarschiren sehen, trat er an einem alten Capitain dieser Waffe heran, der vorgebeugt und auf seinen Stock gestützt diesem Zuge nachsah; der Cornet kannte den alten Herrn ein wenig, d. h. er hatte ihn einmal irgendwo gesehen, wer den aber einmal gesehen, der konnte ihn unmöglich wieder vergessen, denn sein Gesicht war so entsetzlich durchfurcht und zerrissen, daß er wie der helle Teufel aussah, obwohl er eigent=

lich ein recht gutmüthiger alter Knabe war. Brandwunden aller Art hatten ihn so entstellt, die Folge der Explosion eines Verbrauch-Pulver-Magazins bei einer Belagerung.

Bei diesem Officier erkundigte sich der Cornet nach seinem Verwandten und wiederholte seine Frage mit lauter, tönender Stimme, als der Capitain ihm nach Art der Harthörigen mit einem halb verlegenen Lächeln den Kopf neigte und die hohle Hand an's Ohr hielt.

„Ja wohl, junger Herr Kamerad," entgegnete der alte Herr sofort sehr freundlich, „Marner, Heinrich Marner, ist in meiner Compagnie, dient seit vorvorigen Sommer bei uns, ordentlicher, braver Kerl, giebt sich viel Mühe, der Herr Lieutenant von Meerkatz unterrichtet ihn und einige Andere extra in der Mathematik!"

„Marnow!" wiederholte Hans Carus noch einmal mit verstärkter Stimme.

„Ja, ja, Marner, Heinrich Marner," bestätigte der halb Taube, „guter, junger Bursch, liegt bei dem Bombardier Klinker, gescheuter Kerl das! Marner ist ein Landsmann von dem Klinker, der sich seiner

sehr angenommen, liegt in Stadtquartier bei der Wittwe Pöschmann, hübsches Weibchen noch für ihre Jahre, ihr Vater hat beim königlichen Feldartilleriecorps dreiunddreißig Jahre gedient."

Der alte Herr plauderte heiter fort, der Cornet überlegte: von Marnow, der von ihm gesuchte Vetter? Marner klang beinahe wie Marnow, der Vorname Heinrich stimmte auch, und Hans Carus erinnerte sich dunkel, daß er auch den Namen Klinker gehört. Er war seiner Sache nicht ganz sicher, aber er beschloß jedenfalls, diesen Marner aufzusuchen und der freundliche alte Capitain rief sofort einen Artilleristen und befahl ihm, den Herrn Cornet zur Mutter Pöschmann zu führen.

Die Mutter Pöschmann schien eine beim königlichen Feldartilleriecorps sehr bekannte und sehr beliebte Persönlichkeit zu sein, denn das breite Antlitz des Kanoniers verzog sich sofort zu einem freundlichen Grinsen, als er den Namen hörte.

Es war sehr artig von dem alten Hauptmann, daß er dem Cornet einen Führer mitgegeben, denn allein hätte dieser schwerlich das Haus der Mutter Pöschmann gefunden, dasselbe stand nämlich in keiner

Straße, sondern unter einem Trupp anderer sehr unansehnlicher Gebäude hinter der Artillerie-Kaserne auf der Wiese an der Weidendammer Brücke.

Einiges Aufsehen erregte es, als sich der stattliche weiße Reiter in dem Hause nach dem Kanonier Marner erkundigte, an den Fenstern zeigten sich die wohlbezopften Köpfe der blauen Jungen um den schmucken Leibcarabinier zu beschauen, als dieser klirrenden Schrittes durch den schmalen Hof nach dem Hinterhause ging, wo Mutter Pöschmann residirte.

Eine wirklich nette, alte Frau öffnete ihm dort die Thür, entgegnete auf die freundliche Frage des Cornets, daß der Heinrich Marner daheim und allein sei, dann zog sie sich mit einer beinahe vornehmen Discretion zurück und Hans Carus hörte nachher, als er schon im Gespräch mit seinem Vetter war, daß die Alte ebenso besorglich als energisch jede Störung fern hielt.

Der weiße Reiter trat in ein ärmlich sauberes Stübchen; Uniform- und Waffenstücke auf der einen, Spinnrocken und Kochgeschirre auf der anderu Seite verriethen, daß Mutter Pöschmann mit ihren blauen Jungen ihre Wohnung theilte.

Als der Cornet eintrat erhob sich ein Kanonier, der mit einem Buche an einem roth angestrichenen Tisch saß, und stand ordonnanzmäßig kerzengrade vor dem Officier.

„Bist Du das wirklich, Vetter!“ rief Hans Carus und streckte dem Verwandten die Hand entgegen.

Es flog eine heiße Röthe über das bleiche, breite Gesicht des Kanoniers, die braunen Augen leuchteten hell auf.

„Herr Cornet,“ antwortete er nach einigem Besinnen, „ich bin weiter nichts als der Kanonier Heinrich Marner im königlichen Feldartilleriecorps!“

„Mensch!“ rief der Cornet eifrig, „ich bin Dein Vetter, unsere Mütter waren Schwestern, willst Du denn Deinen Namen und Deine Familie verleugnen? unsere Großmutter, die erst jetzt Deine Flucht erfahren, hat mir aufgetragen, Dich zu suchen, die graue Excellenz weißt Du?“

Der Name der grauen Excellenz verfehlte auch hier seines Eindrucks nicht: „Ich wußte, daß sie's kränken würde,“ sagte er leise, „aber ich konnte mir nicht anders helfen, bei Gott! Herr Cornet, ich konnte nicht anders!“

„Du sollst mich Vetter nennen, armer Kerl," rief Hans Carus bewegt, „ich bin's doch einmal und überdem trägst Du doch des Königs Rock, wenn er auch von grobem Tuch ist; komm' Vetter, setz' Dich her zu mir und sage mir, was ich für Dich thun kann, oder was die graue Excellenz thun könnte!"

Der weiße Reiter nahm einen Schemel und setzte sich neben dem Artilleristen nieder, den er mit sanfter Gewalt nöthigte, wieder Platz zu nehmen.

Der Kanonier war erst halb störrisch, halb verdrossen, die wirkliche Herzlichkeit und Theilnahme indessen, welche ihm sein Verwandter zeigte, löste ihm bald die Zunge und er entschloß sich zum Reden, umsomehr als er bald begriff, wie nützlich ihm die Freundschaft des Cornets, seiner Familie gegenüber, werden könne.

„Herr Cornet," begann er, Herr Vetter sagte er nicht ein einziges Mal, er blieb brandenburgisch hartnäckig, selbst da, wo er nachgab; „Herr Cornet, Sie wissen von Lygum her, daß ich immer habe Soldat werden wollen; mein Vater aber ließ mich nichts lernen, ließ mich auch nicht Soldat werden, kümmerte sich nicht um mich und als er wieder ge-

heirathet hatte, die fremde Französin, Sie wissen? da war ich schlechter daran als der letzte Knecht in Heidersdorf!"

„Armer Vetter!" warf der Cornet gerührt ein, denn obgleich Heinrich das Alles ruhig hin sprach, so zitterte doch ein tiefer Schmerz in seiner Stimme.

„Die Französin war klug, sie stahl mir auch die Liebe meiner Schwester," fuhr der Kanonier fort, „Sophie Dorothee nahm einen erbärmlich kalten Abschied von mir, als sie im vorletzten Sommer nach Lygum ging."

„Glaube doch das nicht," rief der Cornet, „Deine Schwester liebt Dich sehr, übrigens will ich Dir sagen, daß Cousine Sophie Dorothee mit dem Vetter von Sandow, weißt Du, dem Franz, Lieutenant bei von Beeren Kürassier, versprochen ist; der nimmt nächsten Herbst den Abschied und tritt seine Güter an, die graue Excellenz richtet ihnen die Hochzeit aus."

„Gott sei Dank, daß sie von der schwarzen Katze fort ist," sagte Heinrich trocken, er war viel zu sehr mit seinem eigenen Schicksal beschäftigt, als daß er ein tieferes Interesse, für den Augenblick wenigstens, an dem seiner Schwester hätte nehmen können, „bei-

der fremden Französin wäre sie schlecht geworden; nun sehen Sie, Herr Cornet, ich habe seit meiner Mutter Tode nur einen Menschen gehabt, der mir Freund gewesen, das war des Pastors Sohn in Heidersdorf, Hiob Klinker, der wollte auch Soldat werden und sein Vater wollte es nicht leiden, da ging er davon und wurde Soldat, er ist jetzt schon Bombardier bei unserem Corps. Was wollen Sie? ich konnte es zu Hause nicht mehr ertragen, mein Vater kümmerte sich nicht um mich, gar nicht, da hab' ich's gemacht wie Klinker, bin davon gegangen und Soldat geworden!"

„Aber Vetter," sagte der Cornet, als Heinrich schwieg, „wenn Du Dich an Einen von der Familie, an die graue Excellenz gewendet hättest, so würde man dafür gesorgt haben und — "

„Wie?" unterbrach der Kanonier den Sprechenden, „die Familie würde gegen den Willen meines Vaters nichts für mich gethan haben, die graue Excellenz am Wenigsten, ich kenne das! Und dann im besten Falle hätte man mich zum Officier machen wollen, ich aber kann nichts und habe nichts; ich weiß recht gut, wie's mit meinem Vater steht, er

käme in Concurs, wenn ich meiner Mutter Erbe von ihm fordern thäte; Herr Cornet, ich habe meinem Vater den besten Dienst geleistet, als ich davon ging und Soldat wurde, wenn er's jetzt auch nicht einsieht."

„Wie kommt's aber," fuhr der weiße Reiter etwas schärfer fort, „daß Du hier Marner heißt, daß Du Dich Deines Namens und des angeerbten Adelstandes entschlagen hast?"

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Cornet," erklärte Heinrich offenherzig, „darauf wäre ich von selbst nicht gefallen, und ich will bekennen, daß es mir bitter hart angekommen ist, meinen Namen zu ändern und meinen adeligen Stand aufzugeben, denn ich gedenke mich mein Leben lang mit Gottes Hülfe also zu halten, daß ich den Herren von Marnow, wie sie in der Kirche zu Heidersdorf liegen, keine Schande mache; wenn man aber im Elend ist, dann darf man nicht ekel sein. Als ich nämlich hierher kam, nahm mich Hiob Klinker freundschaftlich auf und hat sich an mir als einen wahren Freund gezeigt, thut so auch noch alle Tage. Sehen Sie, Herr Cornet, Klinker sagte zu mir: Heinrich, Dein Vater, oder Deine Familie, wenn er's nicht thut, wird Dich reclamiren

und das kannst Du nur vermeiden, wenn Du Deinen Namen änderst, schreibe und nenne Dich Marner, kein Mensch findet Dich dann. Das Aufgeben des Adels bedeutet nichts, ich bin selbst bürgerlich und habe den Adel noch nie vermißt, beim Feldartilleriecorps avancirt man als Bürgerlicher ebenso gut wie als Adeliger. Du hast kein Vermögen, da ist der Adel mehr eine Calamität als ein Vortheil, er nöthigt Dich, Ausgaben zu machen, des Standes wegen, die Leute machen Anforderungen aller Art an Dich, denen Du nicht genügen kannst und endlich wird Dir dadurch jede Gelegenheit zu Nebenverdiensten, Abschreiben, Zeichnen und anderes abgeschnitten, ein armer Edelmann ist ein unglücklicher Mensch! So sprach Klinker zu mir und ich sah bald ein, daß er recht hatte, ich bin unter dem Namen Heinrich Marner enrollirt. Es geht mir gut, in der Bombardierschule sind sie mit mir zufrieden, ich lerne Schreiben, Rechnen, Zeichnen, Algebra, Geometrie, Fortification und Fechten; es wird mir blutsauer, das ist wahr, aber ich mache Fortschritte und der Herr Lieutenant von Meerkatz ist mein besonderer Gönner, Hiob Klinker hilft mir überall. Sie sind so freundlich, Herr

Cornet, daß ich wohl eine Bitte an sie richten darf: sehen Sie, mein Vater kümmert sich nicht um mich, das konnte ich vorher sehen, denn ich weiß, daß er die Soldaten nicht leiden kann, machen Sie nun, daß sich auch die andere Familie nicht um mich kümmert, sie kann mir kein besseres Loos bereiten, als ich mir selbst gewählt habe, sie kann mich nur unglücklich machen. Wollen Sie für mich sprechen?"

Heinrich sagte das mit der vollen Treuherzigkeit seines Wesens, die hinter der störrischen Außenseite versteckt war.

„Ich will thun, was ich kann, Vetter," versprach der warmherzige Cornet ehrlich, „weiß Gott, es thut mir bitter leid, daß Dein Weg ein so harter und dorniger ist, ich kenne das, aber ich muß Dir zugestehen, daß Du eigentlich in Deiner traurigen Lage ganz verständig gehandelt hast, ich kann Dir keinen Vorwurf machen und will gewiß thun, was ich kann, damit Du nicht gestört wirst, das verspreche ich Dir! Nur in einem Punkte bin ich nicht Deiner Meinung, Dein Klinker mag ein treuer Freund sein, aber in Bezug auf Deinen Namen und Deinen Adel hat er Dir einen schlechten Rath gegeben. Du siehst, daß

ich hier bin, daß Dich also Dein veränderter Name gar nicht geschützt hat, dann aber, Vetter, überlege das wohl! Du kannst heirathen, und ich sage Dir, Du hast nicht das Recht, alle Deine Nachkommen des Adels zu berauben. Ich streite nicht weiter mit Dir darüber, aber ich bitte Dich, denke darüber nach, Du kannst da vielleicht einen dummen Streich noch wieder gut machen!"

Heinrich Marner, wir geben ihm von nun ab den Namen, unter welchem er enrollirt ist, sah seinem Vetter einen Augenblick etwas betreten in's Gesicht, dann schüttelte er leise den Kopf, antwortete aber nicht.

„Noch Eins," nahm der Cornet wieder das Wort, „ich muß Dir noch Etwas sagen, aber ich bitte Dich vorher, mein Anerbieten nicht hochmüthig von der Hand zu weisen; darf ich Dir etwas Geld geben?"

Heinrich wurde purpurroth und der Cornet rückte verlegen zur Seite.

„Sei kein Narr, Vetter," fuhr Hans Carus heftig heraus, „der Teufel soll Dich holen, wenn Du nicht ein Mal für einen Augenblick verständig sein willst!"

„Herr Cornet!“ rief Heinrich laut.

„Donner und Wetter!“ schrie der Cornet, „unsere Mütter waren Schwestern, Deine ist todt, ich habe meine Gott sei Dank noch, also —“

„Herr Cornet, ich bitte—“ unterbrach der Kanonier.

„Hol' Dich der Teufel!“ fluchte Hans Carus grimmig, „mir werden die Augen naß, wenn ich an die Tante Louise, an Deine Mutter, denke und Du willst, wo ich weiß, daß Du in bitt'rer Noth sein mußt, nicht einmal ein paar Thaler von mir annehmen? Meine Mutter hat Dich so oft auf ihren Schooß gehabt, denk' doch d'ran, Junge, verdammter Querkopf! Hast Du denn Deine Tante Sophie Dorothee ganz vergessen?“

Der Cornet wischte sich die Augen, er war sehr leicht gerührt und nun fand der Kanonier Zeit zu erklären, daß er sich gar nicht schäme, Geld von dem Herrn Cornet anzunehmen, er bedürfe dessen allerdings dringend, er wolle es von ihm nehmen, obgleich er durchaus nicht wisse, wovon er es wieder zahlen könne.

„Aber warum sagtest Du das nicht gleich?“ fragte Hans Carus naiv.

Heinrich Marnow lächelte leise.

„Da ist der Querkopf wahrhaftig klüger und verständiger, als ich mir vorgestellt!“ sprach der Cornet, während er zwei Friedrichsd'or und vier harte Thaler aus einer Börse von gelber Seide nahm; es war zur Zeit sein ganzes Besitzthum, aber er dachte nicht daran.

Heinrich Marnow nahm das Geld ruhig, er wußte, daß der Major von Margendorff ein wohlhabender, wenn auch kein reicher Mann war, daß sein Sohn diese Summe geben konnte, die für ihn in seiner traurigen Lage ein kleines Vermögen war, welches ihm große Hülfe leisten würde bei seinem Fortkommen. Auch mußte die treuherzige Art seines Vetters nothwendig Eindruck auf ihn machen; überdem hörte er's, der sich des Adels entschlagen, doch gern, daß ihn der Edelmann Vetter nannte und in der Seele wohl that ihm der warme Hauch der Familie, der ihn aus der Rede des junge Margendorff anwehte, wenn er auch hartnäckig fort fuhr ihn „Herr Cornet!“ zu nennen.

Hans Carus nahm Abschied von seinen Verwandten, er befand sich in einer eigenthümlichen Stim-

mung, sein Herz brannte vor Theilnahme für den Kanonier im Stübchen der Frau Pöschmann, zugleich aber war er wüthend auf den Vetter, der sich so leicht hatte überreden lassen, sich seines Adels zu begeben. Von ganzem Herzen gern hatte er dem armen Kerl seine ganze Baarschaft gegeben, er fand es sehr verständig, daß sich der Heinrich nicht geweigert hatte, das Geld zu nehmen, er würde getobt haben, wenn er's nicht gethan und dennoch, es war ihm doch, als hätte er, in des Kanoniers Stelle, das Geld nicht genommen.

„Er ist verständiger als ich!" rief er sich selbst zum Troste zu.

Der Cornet von Margendorff, obgleich er auch Soldat war, wußte nicht, hatte keine Ahnung von dem, was der arme Kanonier Heinrich Marner seit fast zwei Jahren ertragen hatte — hätte er's gewußt, dann würde er die Einfachheit und die dankbare Freude, mit welcher der Kanonier das Geld genommen, besser begriffen haben.

Als der Cornet eben hinter der Artillerie-Kaserne weg nach der Weidendammer Brücke ging, in deren Nähe er wohnte, zog grade ein Trupp Recruten von

den Linden her die Friedrichsstraße herunter und die armen Kerle sangen in wehmüthiger Weise:

„Nun ade! herzliebste Mutter,
Nun ade! so lebt denn wohl,
Die Ihr mich in Schmerz geboren
Für den König auferzogen
Nun ade! so lebet wohl!
Wollt Ihr mich noch ein Mal sehen,
Müß't auf hohem Berg Ihr stehen,
Schau'n in das tiefe Thal
Seht Ihr mich zum letzten Mal!"

Der wehmüthige Gesang griff dem jungen Reiter-Offizier an's Herz; er kannte, zum Theil wenigstens, diese furchtbar harten Prüfungen, denen die Burschen da entgegengingen; die Disciplin war eisern und unerbittlich, wie sie Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große eingesetzt hatten, als einziges Mittel, um die geworbenen Schaaren in Zucht zu halten; aber diese Disciplin lastete zugleich auch entsetzlich schwer auf den ehrlichen, treuen Landeskindern, im Allgemeinen wenigstens, denn im Einzelnen wurden zu ihren Gunsten denn doch viele Ausnahmen gemacht.

Es ist wenigstens nicht historisch nachzuweisen, daß der erste König ein glücklicher Soldat war, es

steht aber fest, daß der König von Preußen allzeit der erste Soldat in seinem Reiche war; das gab aber dem Königlichen Kriegsheer Preußens von je her eine ganz besondere Stellung; wie der König und seines Hauses Prinzen die Uniform trugen, so trugen sie auch die Söhne des Landes-Adels und des Königs von Preußen Rock zu tragen war stets eine Ehre und soll es auch bleiben.

Leider aber war die Ehre der Königlichen Armee damals nur durch die Offiziere repräsentirt, die Masse der Soldaten wurde nicht durch den Schwur zur Fahne, nicht durch die hohen Gefühle der Vaterlandsliebe und Königstreue zusammengehalten, sondern im besten Falle durch kriegerische Begeisterung und soldatischen esprit de corps, gewöhnlich aber lediglich durch brutalen Zwang und die bleiche Furcht.

Wohl war es ein tapferes, kriegerisches Volk, welches in den brandenburgischen Marken und den andern Landestheilen der Monarchie wohnte, aber es war nicht zahlreich; da nun die Politik die Aufstellung zahlreicher Truppen gebieterisch forderte, so wurde, um die Landesbevölkerung zu schonen, die Werbung eingeführt. Durch Geld, oft auch durch List und Ge-

walt, brachte man die Ausländer in Menge unter die Preußische Armee und um diese Masse fremdartiger Elemente dem Preußischen Wesen zu assimiliren, um sie zu dem Kriegszweck tauglich zu machen, mußte man sich der furchtbarsten Strenge bedienen und wirklich sah es zuweilen aus, als sei das Scepter in des Preußen-Königs Hand wieder zum Stock geworden.

Zustände, welche unsere Väter noch wohl gekannt, erscheinen uns geradezu unglaublich; man hielt eine Armee von Ausländern, um das Ausland zu bekriegen; und Landeskinder mußten die theuren Ausländer, Gesindel aus aller Herren Ländern, mitten im tiefsten Frieden fortwährend bewachen, daß sie nicht derser-tirten; Offiziere und Unteroffiziere waren in beständiger Unruhe wegen der Deserteurs und trotz der unmenschlichsten Strafen, trotz des Gassenlaufens bis auf den Tod, trotz des nimmer ruhenden Stockes, wurde fort und fort desertirt. Die furchtbare Strenge erzeugte die Desertion, die Desertion erzeugte die furchtbare Strenge, es war aus diesem Zustande nicht herauszukommen, so lange die massenhafte Werbung im Auslande für eine Nothwendigkeit galt.

Wenn man diese Umstände in Erwägung zieht

wird man zwiefach staunen, daß es dem großen Friedrich, seinen Generalen und Offizieren möglich war, mit einer solchen Armee halb Europa siegreich Stand zu halten.

Am schwersten fielen die Folgen der fremden Werbung auf die treuen Landeskinder zurück, sie mußten in Reihe und Glied stehen mit dem schlechten Gesindel, das nur der Stock und die Spießruthe im Zaum hielt; die brutale Gewalt, die eine Nothwendigkeit war für die Fremden, drückte auch die geborenen Preußen und die Abneigung und Verachtung, welche die Geworbenen, zum Theil wenigstens mit Recht, traf, ging auf den ganzen Stand über. Mochten die Offiziere immerhin einen Unterschied machen zwischen den Landeskindern und den Fremden, mochten die Erstern als „Sichere," als „Vertraute," oder „Alte" Wächter der Letztern sein, das Ganze war ein entsetzliches Elend, ein grausamer Zustand, der aber nur darum nicht ganz unerträglich war, weil man seine Furchtbarkeit, wenn auch schwer und schmerzlich genug fühlte, so doch nicht, im Allgemeinen wenigstens nicht, in seiner ganzen Unmoralität und Unmenschlichkeit erkannt hatte.

Man hat gewaltig große Worte gemacht über den Hochmuth und die Brutalität der Preußischen Offiziere von damals, wir werden nicht in Abrede stellen, daß die glänzenden Eigenschaften der Preußischen Offiziere in jenen Zeiten oft genug durch Hochmuth und Brutalität verdunkelt wurden, wer sich aber eingehend mit den Verhältnissen beschäftigt hat, der kann sich nur wundern, daß die Offiziere sich in ihrer Mehrheit zu allen Zeiten so ehrenhaft gezeigt haben, denn ihre Stellung ihren Soldaten gegenüber mußte sie roh, brutal und hochmüthig machen.

Die Sclaverei entwürdigt und demoralisirt nicht allein den Sclaven, sondern noch mehr den Sclaven-Halter.

Es gab allerlei blaue Jungen in des Königs von Preußen hochberühmter Armee, die unter einander sehr verschieden waren. Die Besten waren die militairdienstpflichtigen Landeskinder, ihnen zunächst kamen die „getauften Ausländer.“ Mit diesem wunderlichen Namen bezeichnete man die Landeskinder, welche von der Militairdienstpflicht befreit waren, wie die Söhne aller Königlichen Beamten, die Einwohner der Königlichen Residenzstädte, die Einwohner anderer Städte,

welche durch besondere Privilegien frei waren, z. B. die freien Bergstädte u. A., die aber freiwillig unter die Soldaten gingen. Diese wurden dann als Ausländer „getauft," d. h. sie mußten irgend einen Ort im Auslande als ihren Geburtsort angeben und wurden unter dieser falschen Angabe enrollirt. Begreiflicher Weise waren das meist die besten Brüder auch nicht, denn wer sich sonst irgend auf andere Art durchhelfen konnte, beugte gewiß den freien Rücken nicht unter den Stock, aber es waren doch immer Preußen und zuverlässiger als wirkliche Ausländer. Danach kamen die Soldatenkinder. Es waren viele Soldaten verheirathet, bei den Ausländern wurden die Ehen begünstigt, um sie durch ein Band mehr an Preußen zu knüpfen und die Desertion zu verhüten. Die Kinder aus solchen Ehen hießen „Eisenkinder" und gehörten dem Könige; sie erhielten von Geburt an Verpflegung, sogenannte Kindergelder, dann wurden sie durch die Regimentsschullehrer unterrichtet, die Soldatenjungens auch aus Compagnie-Mitteln bekleidet; beim Eintritt erhielten sie meist auch noch ein kleines Handgeld; bei einzelnen Truppentheilen wurde auch selbst für die „Mariellen," d. h. die Töchter der Soldaten, gesorgt. Diese Sol-

datenkinder, obgleich meist Söhne von Ausländern, wurden wegen ihrer Geburt in Preußen für zuverlässiger gehalten, als die wirklichen Ausländer und waren es in der That auch.

Des Königs „Eisenkinder" gaben oft treffliche Unteroffiziere.

Die eigentlichen Ausländer zerfielen in zwei große Klassen, in solche aus dem Reich, d. h. Deutsche aus den kleinen Ländern Deutschlands, wo sie meist mit Zustimmung der Behörden, freilich aber auch öfter ohne dieselbe mit List und Gewalt geworben waren und in die bunte Mannschaft der Desertion aus den Heeren Frankreichs, Hollands, Schwedens, kurz, Deserteurs aus aller Herren Ländern; das war die schlimmste Sorte.

Allerlei blaue Jungen!

Fünftes Kapitel.

Der Rosa-Domino.

„Es ist nur versteckt —
Nun suche, Du findest
Und hast Du's entdeckt
Was Du uns verkündest,
So halte es fest!

Göthe.

Am Mardi-gras des Jahres 1788 war im Königlichen Opernhause zu Berlin Redoute, das heißt ein Maskenball, wie das auch zu Friedrich des Großen Zeit herkömmlich gewesen. Der Eintritt war frei, alle Anwesenden waren Gäste des Königs, welcher zu deren Bewirthung 6000 Thlr. ausgesetzt. Die Bewirthung war übrigens reichlich, wenn auch einfach; man gab 200 Kalbsbraten, 1800 Butterbrode, 300 Ochsenzungen, 200 Torten, 6 Scheffel Bonbons, 1 Centner Chocolade, 600 Quart Milch, 300 Quart

Orgeade, 300 Quart Limonade und 300 Bouteillen Champagner; überdem hatten zwei Köche zwei Tage lang Pfannkuchen dazu gebacken, die damals schon in Berlin für vorzüglich galten. Man sieht, daß auch bei dieser Gelegenheit ein übertriebener Luxus durchaus nicht entfaltet wurde.

Das Innere des Opernhauses, das in einen großen Ballsaal verwandelt worden war, bot daher einen prächtigen Anblick, wenn auch schwerlich einen eben so zauberhaften, wie in unsern Tagen, wo namentlich die Beleuchtung beinahe Wunder wirkt.

Unter dem großen Friedrich hatte man für den Hof besondere Räume im Opernhaus und den rothen Domino reservirt, beide Beschränkungen hatte Friedrich Wilhelm aufgehoben.

Gegen neun Uhr füllten sich die Räume, zunächst mit rothen, gelben, blauen, besonders aber schwarzen Dominos, den bekannten venetianischen Charakter-Masken, den herkömmlichen Larven und Thiergesichtern, wie sie damals vorzüglich von den Kaufleuten Empeitaz, Calliet, Deppe und Bouvier geliefert wurden, welche als Maskenvermiether sehr gute Geschäfte machten. Mit den Dominos erschienen die Uniformen

der Offiziere und die der Johanniter, endlich, Civil-Uniformen gab es damals noch nicht, die französischen Gallakleider der höhern Hof- und Staatsbeamten. Alle waren gepudert, entweder mit Seitenlocken, oder in der Modefrisur en grecque carré dos d'âne mit dem Haarbeutel. Die Kleider waren farbig, meist violett mit Gold gestickt, die weiße, seidene Weste ebenfalls mit Gold gestickt, kurze Beinkleider, weiße Strümpfe, Schuhe mit Schnallen und rothen Absätzen; die weißen Degen hatten grüne Bänder als portes d'epée; die Halsbinden waren leicht, weiß und niedrig, die Jabots und Manchetten mit Kanten besetzt; der dreieckige Hut mit weißer Plümage wurde unter dem Arm getragen.

Die Damen erschienen zur Redoute meist en volante, d. h. in einem runden Kleide, die Vornehmern und Aeltern jedoch auch en robe. Die Robe fing vom Gürtel an und endigte in einer langen Schleppe. Diese Roben waren theils mit darauf gemalten Blumen verziert, theils reich gestickt, oder auch dunkelroth à la Turque. Unter der Robe trug man ein glattes, seidenes Kleid mit Guirlanden von Blumen und Blättern, Bouffanten waren schon aus der Mode. Die Haartracht war meist sehr einfach à l'ingenue, zwei

Locken an jeder Seite und hinten ein Chignon d. h. das Haar war in einen dicken Wulst aufgeschlagen. Die ältern Damen trugen gern Federn und Diademe; sehr beliebt waren goldene Kornähren mit Brillanten zwischen den Federn; das Haar war leicht mit einem röthlichen Puder bestreut. Geschminkt wurde noch viel, namentlich war eine nach Rosen duftende Schminke beliebt; die Schuhe hatten hohe Absätze.

Die Wagen fuhren mit Fackeln vor, auch die Sänften wurden meist von Fackelträgern begleitet.

Nach neun Uhr waren die Räume gefüllt und namentlich boten die Logen, der vielen schönen und reichgekleideten Damen wegen, einen herrlichen Anblick. Die regierende Königin, sowie die greise Königin Elisabeth Christine von Braunschweig, die Wittwe des großen Friedrich, waren anwesend mit sämmtlichen Prinzessinnen des Königlichen Hauses. Ferner die Landgräfin von Hessen, die Herzogin von Braunschweig, die Aebtissin Sophie Albertine von Quedlinburg, eine geborene Königliche Prinzeß von Schweden und viele andere vornehme Damen.

Vor der Königlichen Loge standen zwölf antike Statuen auf niedrigen Piedestalen.

Als nun der König mit seinem Oheim, dem alten Prinzen Heinrich gekommen, Beide trugen weiße mit rothem Bande eingefaßte Dominos, und die Fanfaren verklungen waren, trat der Oberschenk Graf Neale, welcher die Leitung des Festes hatte, in der Maske eines Zauberers auf und belebte durch Berührung mit seinem Zauberstabe die zwölf griechischen Statuen vor der Königlichen Loge, die antiken Gewänder und Masken fielen und im raschen Wirbel flogen gewandte Tänzer und Tänzerinnen durch den Saal.

Der Alcibiades, Lieutnant von Schack, mit der Sappho, Frau von Marschall, der Theseus, Baron Reede, mit der Ariadne, Frau von Sauerma, der Coriolan, Lieutnant von Krusemarck, mit der Camilla, Gräfin Maltzan, der Orpheus, Lieutnant von Witzleben, mit der Eurydice, Gräfin Brühl.

Nun folgten sich rasch die Quadrillen unter denen namentlich die vier Jahreszeiten, von Baron Labes als Janus geführt, besonders gefiel. Großes Aufsehen erregte Madame Splittgerber als Cybele, Herr von Katte als Abend, in grauem Atlas eine Fledermaus auf dem Kopf, Capitain von Meyerinck als Morpheus, Herr von Borgstede als Bacchus. Alle diese und meh-

rere andere Masken hatte der berühmte Kupferstecher Meil erfunden, sowie der Königliche Balletmeister Lauchery die Tänze arrangirt. Der Kaiserliche Gesandte Fürst Reuß führte eine Affen- und Bären-Quadrille, die lieblichsten Frauengesichter schauten aus den Bärenpelzen und Affenfellen anmuthig und schalkhaft hervor. Der geheime Kämmerier Rietz, ein hoher stattlicher Mann, erschien als Mars, seine Frau als cyprische Venus.

Großen Jubel erregte die Maske eines Küchenmeisters von Venedig, der eine Schüssel von Wachsfrüchten trug, in denen sich scherzhafte Devisen für den Hof befanden; hinter ihm gingen zwei Diener, welche vom Kopf bis zu den Sohlen mit Eßwaaren besetzt waren. Der Eine trug z. B. eine Perrücke von Aepfeln, die Knöpfe des Rockes waren Maronen, auf der Rocktasche saßen Bretzeln, die Stickerei bestand aus kleinen Kuchen; der Andere war mit Würstchen, Hasenbraten, Schweinsköpfchen u. s. w. von Conditor-Arbeit behangen und trug ein paar allerliebste Fischlein als Ohrgehänge. Das Publikum hatte diese beiden Gestalten bald kahl gerupft und abgegessen.

Viele Herren und Damen verkleideten sich mehr-

fach, so tanzten die Prinzessin Louise (Tochter des Prinzen Ferdinand, nachmals Fürstin Radziwill) und die Landgräfin von Hessen-Cassel als Bäuerinnen mit zwei Türken mit mächtigen Knebelbärten, es waren die Söhne des Königs, Heinrich und Wilhelm; die Prinzeß Louise erschien später noch als Ophelia mit ihrem Bruder, dem Prinzen Louis, als Hamlet. Besondern Jubel erregte eine Wahrsagerin, mit welcher sich der König aus der Loge herab laut unterhielt und die sonderbarsten Prophezeiungen von ihr mit guter Laune aufnahm.

Wenn der König die Loge der Königin verließ und durch den Saal ging, nahm er statt des weißen, rotheingefaßten Dominos einen schwarzen; es half ihm aber nichts, er wurde doch überall erkannt, die hohe Königliche Gestalt ließ sich nicht verkleiden. Der Kronprinz schien nicht viel Gefallen an den Scherzen zu finden, er ging einige Male durch den Saal und blieb dann in der Nähe seiner Mutter, doch lachte er laut, als der Lieutenant von Schack sich als Papagoy vor ihm zeigte und ein schnarrendes: oranje boven! ertönen ließ; auch der Lieutnant von Voß, der als Windmühle auftrat und wissen wollte, woher der Wind komme,

damit er seinen Mantel danach hängen könne, gefiel dem ernsten jungen Herrn sehr wohl.

Auch unsere Leser werden einige Bekannte in dem bunten Treiben des Maskenfestes im Königlichen Opernhause finden, wenn wir einige Masken lüften. Der riesige Nußknacker da z. B., welcher sich nicht allzufern von einem Schenktisch niedergelassen hat und auf alle Fragen mit großer Ruhe antwortet: verstehe nicht Deutsch! ist der Lieutnant Franz von Sandow von Beeren-Kürassier, der sich diese Redensart selbst ausgesonnen hat und sehr stolz darauf ist, denn er hofft mittelst derselben jeder weiteren Anstrengung durch Denken, Sprechen u. s. w. sich überhoben zu sehen. Zum Theil ist ihm das auch gelungen, aber sein ewiges: verstehe nicht Deutsch! hat doch die Aufmerksamkeit mehr auf ihn gelenkt als ihm lieb ist. Fast alle Minister, Graf Arnim, Graf Blumenthal, Baron Heynitz, Baron Zedlitz und viele Andere, haben ihn befragt, Nußknacker aber ist sich treu geblieben und aus seinem ungeheuren Munde vernahm Keiner ein anderes Wort als: „verstehe nicht Deutsch!" kurz, Niemand erkannte diese Maske, hinter welcher man etwas ganz besonderes, Großes, Vornehmes zu vermuthen anfing.

Der Zigeunerbursche, der sich dort keck unter die Damen stürzt, hat die Maske abgenommen; er thut sehr recht daran, denn sein freches, dunkeles Gesicht und seine dreisten Blicke passen trefflich zu seiner Kleidung, wir erkennen in ihm ohne Mühe den Baron Amandus Renger von Rabenberg. Er ist auf der Jagd nach einer üppig gebauten Citherspielerin, welche sich ihm sehr geschickt zu entziehen weiß, und er blickt sich ziemlich unwillig um, als er sich plötzlich von einer Maske in Kosakentracht aufgehalten sieht, die außerordentlich derb seinen Arm packt und ziemlich laut sagt: „Soll Euch der Teufel holen, Baron Renger, ist das eine Manier, mir immer fortzulaufen.“

Ein knabenhaftes Gelächter folgte dieser barschen Anrede.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ fragte der Baron sichtlich nicht sehr erfreut.

„Das geht Euch weiter nichts an,“ lautete die prompte Antwort, „Vater hat mir befohlen, Euch zu stellen und Euch dort hinzubringen, wo er eben seinen fünften Pfannkuchen verzehrt; kommt nur, besondere Schmeicheleien wird er Euch nicht sagen, denn er kann die Zierbengel nicht leiden!“

Der Kosak lachte wieder, hielt aber den Arm des armen Amandus fest wie in einem Schraubstock und dieser, der weder viel Muth, noch viel Lust hatte, hier Aufsehen zu erregen, entgegnete mit süßsaurer Miene: „Ein armer Zigeunerbursch wie ich bin, muß wohl dem Kosaken gehorsam sein!“

„Gehorsam oder nicht,“ lachte der Andere, „Du mußt mit!“

Er schleppte seine Beute fort und zwar zu einem alten Kosaken, welcher neben dem Nußknacker saß und Pfannkuchen verzehrte.

„Hier ist der Zierbengel, ich habe ihn eingefangen!“

Mit diesen Worten überlieferte der junge Kosak dem alten seine Beute.

„Brav gemacht,“ entgegnete der Alte lachend, „na, wie stehts, junger Renger, stinken Sie noch immer wie ein Wiedehopf nach Pomade?“

„Ah! Herr von Templin,“ rief Amandus, „daran erkenne ich Sie, ich freue mich, Sie hier zu finden!“

„Das glaube ich,“ lachte der Hauptmann von Templin, der Schwager des Herrn von Marnow auf

Heidersdorf, grimmig, „denn hier sind Sie sicher vor uns, nicht wahr, Josias, wenn wir solchen Zierbengel, der auf drei Meilen weit stinkt, mal bei uns im Revier fänden, wir ließen ihm eine höllische Tracht Prügel angedeihen, Donnerwetter!“

„Oder wir hetzten ihn zur Abkühlung in den Sumpf!“ schlug der liebenswürdige Carl Josias vor.

Amandus, welcher den alten Grobian und seinen Rüpel von Sohn von Lygum her genugsam kannte und durchaus kein Gelüst verspürte, diese Bekanntschaft fortzusetzen, ersah seinen Vortheil, riß sich plötzlich los, sprang in's Getümmel und war verschwunden.

„Nach, nach, Josias,“ rief der alte Templin, „folge der Witterung!“

Der Hauptmann lachte unbändig, als er sein Söhnlein davon stürmen sah; der junge Kosak aber machte schlechte Jagd, der Baron war ihm zu schlau, er hatte sofort seine Maske gewechselt und hütete sich wohl, sein Gesicht wieder zu zeigen. Junker Josias war wüthend, denn es war ihm die höchste Lust, einen Zierbengel zu verarbeiten, wenn's nicht mit den Fäusten ging, wenigstens mit Worten. Die Templiner hegten einen grimmigen Zorn gegen den jungen Baron, seiner

Mutter wegen schon, dann aber hauptsächlich, weil er ein „Zierbengel“ war, wie sie sagten.

Der Nußknacker hatte die ganze Scene mit angesehen und angehört, aber er verrieth die Nähe seiner Vetterschaft durch kein Zeichen, denn wenn er auch dem Baron Renger, dem Stiefsohn seines zukünftigen Schwiegervaters, alle möglichen Prügel gönnte, so hatte er doch nicht die geringste Lust, zu einer weitern Unterhaltung mit den beiden Rüpeln von Templin.

Sein Auge hing in diesem Augenblicke bewundernd an einer Maske, welche soeben eintrat nnd mit einem braunen Mantel und einer gleichen Kapuze bekleidet war, die bei näherer Betrachtung sich aus lauter kleinen Honigkuchen zusammengesetzt zeigte. Die anfängliche Bewunderung der Anwesenden wich alsbalb dem Muthwillen, man pflückte von allen Seiten an dem Honigkuchen-Mantel, unter lautem Gelächter entstanden große Löcher, dann riß der junge Rüpel von Templin plötzlich der Maske die Kapuze ab und aus dem Honigkuchenmann ging glänzend ein schmucker Matrose hervor, dessen Bootsmannspfeife mit hellem Pfiff erklang.

„Ah! es ist der Vetter Hans Carus!“ dachte der

Nußknacker, welchem der Cornet seine Verkleidung mitgetheilt hatte.

Der junge Seemann tanzte sehr anmuthig eine Tour mit der cyprischen Venus, der Frau des Geheimen Kämmeriers Rietz, welche ihm willig folgte und schien sich mit vollster Jugendlust der Freude des Tanzes und des Festes hinzugeben. Der Nußknacker, welcher, wie sich bei ihm von selbst versteht, niemals tanzte, auch nur dann ging, wenn er nicht stehen, nur stand, wenn er nicht sitzen und nur saß, wenn er nicht liegen konnte, bewunderte die Tanzlust seines Verwandten viel mehr als dessen Tanzkunst, doch mischte sich in seine Bewunderung immer ein Gefühl von Bedauern, denn das gute Herz des gelben Reiters von Beeren bedauerte eigentlich alle Menschen, welche sich mehr bewegten, als unumgänglich nöthig war. Die klassischen Studien des wackeren Cürassier-Offiziers waren nicht sehr bedeutend, dennoch nannte er den Sallustius seinen Lieblingsschriftsteller; er hatte zwar weder die andern Römer, noch den Sallust selbst gelesen, aber er citirte mit großer Emphase sehr gern das sallustische Dictum: „Fatigando nihil quaerere neminis nisi desipientis est!“ auf diesen Spruch

war er stolz, er hatte ihn wirklich ohne besondere Anstrengung von seinem Pastor gelernt und verfehlte nie dem klassischen Citat die moderne Uebersetzung folgen zu lassen: „Fatiguen und Quärelen sind Niemandem gesund!"

Franz von Sandow hatte großen Respect vor klassischem Latein.

Hans Carus wurde mitten in seiner Tanzlust auf eine ganz eigenthümliche Weise gestört, er sah nämlich plötzlich eine Maske in einer Entfernung vor sich, welche ihn im höchsten Grade frappirte. Es war das eine sehr zierliche Kindermaske in einem langen, weißen mit rosenrothen Schleifen besetzten sogenanntem Tragekleide, einem mit kostbaren Spitzen garnirtem Geiferlätzchen und einem Mützchen, dessen Krause das ganze Gesicht umrahmte, das mit einem rothen Bändchen unter dem Kinn zugebunden war. Die Maske schüttelte eine große silberne Kinderklapper mit einem kostbaren Griff in der Hand. An dieser Erscheinung war Alles reich und geschmackvoll; es war, abgesehen von der Größe, ein ganz allerliebstes Kind, namentlich war die Gesichtsmaske sehr sorgfältig gemalt. Neben dem Kinde saß eine eben so sorgfältig gekleidete,

bäurische Amme und hinter derselben stand ein Rosa-Domino.

Was dem Cornet bei dieser Erscheinung, die ihn sofort an die geheimnißvolle Dame in der Scheffelgasse erinnerte, am Meisten auffiel, war nicht sowohl die gemalte Gesichtsmaske und das Mützchen, sondern die zarten, runden Kinderhände mit den Grübchen und den rosigen Nägeln — er hätte schwören mögen, daß das dieselben Händchen, die er an jenem Abend in der Scheffelgasse geküßt. Von dieser Maske unwiderstehlich angezogen, schlich er näher und immer näher.

Das Näherkommen wurde ihm indessen nicht leicht gemacht, es war vielmehr als hätten sich die Leute verschworen, ihn nicht zu der Kindermaske gelangen zu lassen.

Zuerst erfaßte den jungen Cornet ein alter, englischer Sonderling Namens Milton, der damals bei Hofe sehr wohl gelitten war; derselbe erschien überall in einem schlichten Tuchrock, feiner Wäsche und wollenen Strümpfen, spottete über die Schminke, den Kopfputz à la Sultane und die herrschenden Moden überhaupt; zu allen Diners, selbst zur Tafel der regierenden Königin, die ihn besonders protegirte, brachte

er sein eigenes Brod mit, weil er behauptete, das deutsche Brod tauge nichts. Den Cornet hielt er an, um ihn auf etliche Verstöße gegen das ächte Matrosencostüm aufmerksam zu machen und namentlich, um ihm weitläuftig auseinanderzusetzen, daß er als Seemann viel breitbeiniger gehen müsse. Er that das übrigens mit einem so komischen Ernst und zugleich in so guter Manier, daß Hans Carus sich von ihm angezogen fühlte und sicher sich noch länger mit ihm unterhalten hätte, wenn er nicht zu begierig gewesen wäre, sich der Kinder-Maske zu nähern.

Kaum hatte sich der Cornet von dem englischen Sonderling frei gemacht, als er mitten in den Griechischen Götterspuk hinein gerieth; die neun Musen, dargestellt von den Gräfinnen Blumenthal und Dohna, zwei Fräuleins von Viereck, zwei Fräuleins von Münchhausen, dem Fräulein von Bischofswerder und dem Fräulein von Dorville, verlangten von dem Matrosen, als einem Diener Neptuns, nach der Insel Cypern eingeschifft zu werden, während die drei Höllenrichter Graf Colonna, Graf Röder und Capitain von Ziethen seine Dienste zu einer Fahrt über den Acheron in Anspruch nahmen.

Als der arme Matrose endlich diesem antiken Preßgang entronnen war und sich wieder der Stelle zuwendete, wo er die Kinder-Maske gesehen, war dieselbe zu seinem höchsten Verdruß entschwunden. Das raubte ihm für den Augenblick die Laune vollständig und verdrießlich im höchsten Grade setzte er sich ziemlich abseits in einer Ecke nieder.

Es war ihm indessen auch hier keine Ruhe vergönnt und sein Interesse sollte bald in erhöhterem Grade noch als bisher rege gemacht werden.

Ein Rosa-Domino näherte sich ihm mit raschen, kleinen Schritten.

„Eine Dame, sehr gut verkleidet!" sagte der Cornet aufblickend zu sich selbst.

Der Domino nahm neben ihm Platz.

„Eine Dame, gewiß, so setzt sich nur eine Dame nieder!" fuhr Hans Carus in seinem Selbstgespräch fort.

Plötzlich durchzuckte ihn die Erinnerung, daß er vorher hinter der Kinder-Maske einen Rosa-Domino gesehen, sollte es derselbe sein?

„Du bist außer Dienst, Maske?" wandte er sich fragend an den Domino.

„Ich bin immer im Dienst!“ entgegnete eine sanfte Stimme.

„Ist Dein Dienst schwer, Rosa-Bonne?“ scherzte Hans Carus, der jetzt vollkommen überzeugt war, daß er mit einer Dame rede.

„Nein,“ lautete die rasche Antwort, „die Bonne hat nicht viel zu thun seit die Matrosen so große Kinderfreunde geworden!“

„Ah!“ rief der Cornet, der durch diese Antwort zu seiner höchsten Freude seine Vermuthungen bestätigt hörte.

„Oder vielmehr,“ fuhr der Domino fort, „seit die Matrosen die Freunde so großer Kinder geworden sind!“

Der Domino lachte leise hinter der Maske.

„Willst Du in meine Dienste treten, Rosa-Bonne!“ fragte der Cornet muthwillig.

„Brauchst Du noch eine Bonne, großes Kind?“ entgegnete der Domino lachend.

„Ich möchte ein Kind sein, nur um eine Rosa-Bonne zu haben!“ versetzte Hans Carus, dem die Stimme und namentlich das Lachen der Fremden ungemein lieblich dünkten.

„Kann man denn nicht von einem Kinde sprechen, ohne eine Kinderei zu sagen?“ lenkte der Rosa-Domino etwas hastig ab.

„Ich rede am liebsten von einem hübschen Kinde in Rosa-Domino!“ bemerkte Hans Carus neckend.

„Eben wollten Sie mich zur Kindermuhme, großes Kind, und nannten mich ihre Rosa-Bonne!“ erwiderte der Domino, der sichtlich nicht widerstehen konnte, auf das scherzende Geplauder einzugehen.

„O!“ fuhr der Cornet hastig im Scherze fort, „wenn Sie das lieber hören, wenn ich wirklich Ihr großes Kind sein soll, so wünsche ich mir keine andere Bonne, liebe Rosa-Bonne!“

„Die Bonne muß streng sein, wenn das Kind unartig ist!“

„Liebe Rosa-Bonne,“ neckte der Cornet wieder, der einen ungemeinen Gefallen an diesem Spiel fand, und sich zu der verkleideten Dame unwiderstehlich hingezogen fühlte, „liebe Rosa-Bonne, liebe, gute Rosa!“

„Woher wissen Sie, daß ich Rosa heiße!“ fragte der Domino plötzlich.

„Gefangen!“ lachte Hans Carus triumphirend,

„jetzt weiß ich, daß meine Rosa-Bonne auch Rosa heißt, ach! was ist Rose für ein lieblicher Name!"

Der Domino schien eine gewisse Verlegenheit erst überwinden zu müssen, erst nach einer Pause begann er wieder: „Es ist ganz gleichgültig, ob ich Rosa heiße, vielleicht heiße ich gar nicht so, sondern ganz anders, Henriette zum Beispiel, oder Therese —"

„Oder Louise," fuhr der Cornet spöttisch fort, „oder Caroline, oder gar Agnes, ach liebe Rosa-Bonne, ich will mir Alles gefallen lassen, nur Ursula nicht, gegen Ursula habe ich eine Aversion!"

„Kennen Sie die Gräfin Rothenburg?" fragte der Domino in etwas schmollendem Tone.

„Ich kenne nur eine Rosa-Burg," versetzte Hans Carus, „die möchte ich erobern!"

Der Domino lachte, offenbar hielt sein Schmollen, wenn es überhaupt ernsthaft gewesen, nicht Stand der unverwüstlich guten Laune des Cornets gegenüber.

„Man verwendet die Cavallerie nicht zur Belagerung fester Schlösser!" lautete die Antwort.

„Bin ich Cavallerie?" fragte der Cornet auf sein Matrosenkleid zeigend.

„Falscher Seemann,“ versetzte der Domino, „die Rosa-Burg liegt nicht am Meer!“

„Ist die Burg Rosa's uneinnehmbar?“ scherzte er weiter, „habe ich nicht einen kleinen Bundesgenossen darin?“

„Sie reden unbescheiden, mein Kind,“ erwiderte sie, „nehmen Sie sich in Acht und haben Sie mehr Respect vor ihrer Bonne!“

„O! ich habe keine Furcht vor der Ruthe!“ entgegnete der Cornet, bei sich aber dachte er triumphirend: sie gefällt sich darin, meine Bonne zu sein.

„Können Sie einen Augenblick ernsthaft sein, Herr von Margendorff?“ fragte der Domino plötzlich und neigte sich ganz nahe zu dem jungen Offizier.

„Auf Rosa's Befehl,“ entgegnete dieser in halb ernsten, halb galanten Tone, „kann ich Alles, selbst ernsthaft sein auf einem Maskenball!“

„So beantworten Sie mir eine Frage: kennen Sie die Gräfin Rothenburg?“

„Nein, liebe Rosa-Bonne, nein, liebe Bonne Rosa, ich kenne keine Gräfin Rothenburg, nicht einmal dem Namen nach!“

„Kennen Sie Frau von Taubenheim?“ fragte der Domino weiter.

„Halt, liebe Rosa-Bonne,“ entgegnete der Cornet, der den Scherz viel zu anmuthig gefunden hatte, um ihn schon aufzugeben, der auch glaubte auf diesem Wege eher etwas zu erfahren, „ich bin ein gehorsames Kind gewesen und habe Ihre erste Frage beantwortet, jetzt bitte ich mir die Belohnung dafür aus, Sie tanzen mit mir!“

„Nein, nein,“ versetzte der Domino rasch und ehrlich, „stehen und gehen kann ich allenfalls in meiner Verkleidung, aber tanzen, das geht nicht, übrigens was soll die Bonne mit ihrem Kinde tanzen? Ringel, Ringel, Reihe?“

„Oder,“ fuhr der Offizier lachend fort, „wer mir die Gans gestohlen hat?“

„Das große Kind ist unverbesserlich,“ lachte der Domino, „aber bitte, Kind, antworten Sie mir, kennen Sie Frau von Taubenheim?“

„Aber bitte,“ sagte der Cornet in demselben Tone, „bitte, liebe Bonne, sagen Sie mir, wer war die stattliche Amme bei dem Kinde, als dessen Bonne ein gewisser Rosa-Domino hier erschien?“

„Das möchten Sie wohl gern wissen?“ meinte die Dame spöttisch.

„Ich möchte wissen,“ erwiderte Hans Carus ernsthaft, „wer diese Amme, wer das Kind, und vorzüglich möchte ich wissen, wer die Rosa-Bonne, der Rosa-Domino!“

„Weil das Kind so unbescheiden ist, wird es gar nichts erfahren!“ versetzte die Dame leise lachend und ihr Lachen klang so allerliebst, daß der junge Offizier ganz entzückt lauschte.

„Und die liebe Rosa-Bonne wird nicht erfahren, ob ihr Kind die Frau von Taubenheim kennt!“ lautete die Antwort.

„Wenn ich aber bitte?“

Diese Worte wurden in einem so verführerischen Tone gesprochen, daß ihnen nicht zu widerstehen war; es erfolgte das Bekenntniß, daß man die Frau von Taubenheim so wenig kenne, als die Frau Gräfin von Rothenburg.

„Das Kind wird seine Bonne bald wieder sehen!“, sagte der Domino mit Bedeutung und stand plötzlich auf.

So wollte der Cornet sich aber doch nicht abfinden lassen, auch er erhob sich rasch.

„Folgen Sie mir nicht, Herr von Margendorff," flüsterte ihm die Dame zu, „Sie würden nur mich und noch Jemand in Verlegenheit bringen, Ihren Zweck aber doch nicht erreichen; begreifen Sie doch, daß ich an Sie abgesandt wurde, daß ich Sie befragen mußte, eben damit man Ihre Bekanntschaft machen kann."

Dem jungen Herrn wollte das nicht einleuchten, hatte man denn in der Scheffelgasse nicht schon seine Bekanntschaft gemacht?

„Sein Sie ein gutes, gehorsames Kind," bat der Rosa-Domino im reinsten Schmeichelton, „Ihre Bonne wird auf eine große Belohnung für Sie denken!"

„Hält meine liebe Rosa-Bonne auch Wort?" fragte der junge Officier von diesem Ton zum zweiten Male besiegt.

„Rosa hält Wort!" klang die bedeutungsvolle Antwort.

Halb entzückt und doch ganz unzufrieden mit sich sah Hans Carus den Rosa-Domino entschlüpfen. Jetzt erst bemerkte er die zierliche Gestalt und den Reichthum der Herrnkleidung unter dem Domino.

Mit funkelnden Blicken verfolgte der junge Officier den Rosa-Domino bis derselbe in dem bunten Gewimmel verschwunden war, dann wandte er sich ab und sagte unwillig und gezwungen lachend zu sich selbst: „Wetter, ich glaube, daß ich mich ernsthaft verliebt habe und zwar in ein Mädchen von dem ich eigentlich nichts kenne als die sanfte Stimme und die zierlichen Füßchen! Ich bin ein arger Narr! Nein, ich kenne mehr von ihr, sie hat Laune, köstliche Laune, sie ist munter, lacht gern, ist offenherzig und rasch; mir ist wahrhaftig ganz so, als ob ich ernsthaft in Rosa-Domino verliebt wäre, ma bonne Rosa!"

Der Cornet nahm seine Maske ab, um seinem glühenden Gesicht etwas Kühlung zu verschaffen. Ein vorübergehender Kamerad lud ihn zu einer Partie Lotto à la Dauphine, das damals bei Hofe vorzugsweise beliebte Spiel, in seine Wohnung; er dankte lächelnd und schritt rasch auf den gelben Reiter von Beeren zu, der noch immer standhaft auf seinem Platze saß und von Zeit zu Zeit ganz tapfer in Punsch und Pfannkuchen wirkte. Hans Carus fühlte sich äußerst unbehaglich, er wollte nämlich durchaus sein Abenteuer mit dem Rosa-Domino mit dem Abenteuer

in der Scheffelgasse combiniren und war außer Stande, die zusammenhängenden Fäden zu finden, da fiel ihm in seiner Noth und Verlegenheit ein, daß der Vetter Franz von Sandow der beste Rathgeber in all' solchen Liebesaffairen sei, eben weil derselbe im Stande war, völlig unparteiisch zu urtheilen, und daß er sich einen Theil seiner Weisheit in solchen Dingen bewahrt, trotz seines neuerlichen Verhältnisses zu Sophie Dorothee von Marnow, trotz seines Brautstandes, das hatte er dem von Margendorff bewiesen an jenem Abend, an welchem sich dieser in die Scheffelgasse begab.

Seit jenem Tage hatte der weiße Reiter überhaupt ganz entschieden Respect vor dem Scharfsinn des Gelben. Es war demnach nicht so wunderbar, daß in dieser Verlegenheit Hans Carus sofort an seinen lieben Vetter Franz von Sandow dachte und diesen um Rath zu fragen beschloß; was aber wahrhaft wunderbar war, daß war der Umstand, daß der Cornet, der keine Ahnung von der Verkleidung des Cürassiers von Beeren hatte, sofort auf den Nußknacker hinsteuerte, sich neben demselben niederließ und vertraulich sagte: „Ich muß mit Dir reden,

Franz, Du mußt mir wieder einen guten Rath geben!"
„Teufel holen," knurrte der gute Gesell, „denke, gut maskirt, wie hast Du mich erkannt, Vetter?" Der Leibcarabinier blickte auf, sann eine Weile und fing dann an zu lachen: „Wahrlich, Franz, ich weiß nicht, woran ich Dich erkannt habe, aber als ich Dich wohl sechsmal heute Abend immer wieder an diesem Platze sitzen gesehen, da sagte ich zu mir selbst: wenn der Nußknacker nicht mein Vetter Franz von Sandow ist, so verdiente er es wenigstens zu sein! und so mag es denn wohl gekommen sein, daß ich vorher in arger Zerstreuung ohne Weiteres hier herkam und den Nußknacker zu meinem Vertrauten machen wollte!"

„Leichtsinn junger Leute," erwiderte der Nußknacker, „übrigens guter Rath immer vorräthig, gern zu Dienst!"

Hans Carus wollte eben beginnen, seine Abenteuer zu erzählen, als ihm einfiel, daß er dann auch mittheilen müsse, was ihm in der Scheffelgasse passirt, darüber aber hatte er bis jetzt gegen Jedermann ein tiefes Stillschweigen beobachtet. Er begnügte sich deshalb den Cürassier zu fragen, ob eine junge Dame, welche eine liebliche Stimme, ein reizendes Lachen, ein mun-

teres Wesen und ein allerliebstes Füßchen habe, ob eine solche Dame wohl sehr hübsch sei.

„Sehr hübsch!“ antwortete der Nußknacker und setzte mit großer Anstrengung hinzu: „wunderhübsch!“

„Welche Antwort!“ rief der Cornet heftig, der in dieser Antwort Spott zu sehen glaubte.

„Kluge Antwort auf eine Frage, die nicht klug!“ versetzte der gelbe Reiter mit unerschütterlicher Ruhe.

„Mit einem Wort,“ rief Hans Carus beinahe zornig, „ich habe mich in eine Dame verliebt, die ich nicht kenne, deren Gesicht ich nicht gesehen habe!“

„Viel mehr Worte als eins,“ sprach Franz von Sandow, „wollte hätte eine Pfeife Tabak, übrigens zum Verlieben Fuß genug, Hand genug, Finger genug!“

„Du bist ja recht bescheiden heute,“ murrte Hans Carus, der sich immermehr in üble Laune und zornmüthige Stimmung hinein arbeitete, „bei Sophie Dorothee war Dir wohl auch der kleine Finger genug?“

„Sagte Verlieben, Vetter, nicht heirathen!“ bemerkte der Sandower ernst, aber vollkommen kühl.

„Wer sagt Dir, daß ich sie nicht heirathen will?“ brauste Margendorff auf.

„Cornets heirathen nicht!“ meinte Sandow mit lächelndem Gleichmuth.

„Aber sie schlagen sich —!“ blitzte Hans Carus.

„Hitzkopf!“ sagte der gelbe Reiter.

In diesem Augenblick legte ein Gärtnerbursche seine Hand leicht auf die Schulter des Ungestümen, der sich halb abgewendet hatte, und sprach neckend: „Ich soll einen schönen Gruß vom Rosa-Domino bestellen!“

Erschrocken fast wandte sich der Matrose nach dem Gärtnerburschen um, dieser hob die Maske ein wenig, zeigte das faunisch-lächelnde Gesicht des Baron Renger von Rabenberg und setzte schmunzelnd hinzu: „Ich gratulire zu der Eroberung!“

Hans Carus sprang auf und faßte die Hand des Laffen mit einem Druck, der diesem fast einen lauten Schrei erpreßt hätte, dann fragte er: „Was wissen Sie von dem Rosa-Domino, reden Sie, oder — “

„Weiß Gott!“ rief der Baron wirklich geängstet durch diese wilde Gluth, „ich weiß nichts von ihm, gar nichts, und Herr von Schack sagte mir, es sei die Gräfin Rosa Rothenburg, die Schwester der Frau von Taubenheim, sie sei boshaft wie der Teufel und —“

Soweit hatte Baron Renger gesprochen, als ihn plötzlich zwei Kosaken von Rechts und Links anfielen, ihn mit lautem Hussah als ihren Gefangenen packten und ihn, ohne auf seinen Widerstand, oder auf seine Widerrede zu achten, in die nächste Quadrille hineinschleppten.

Im ersten Augenblick hatte Hans Carus nicht übel Lust, seinen beiden wilden Vettern ihre Beute zu entreißen, aber er konnte den Laffen auch nicht leiden, gönnte ihm die Züchtigung, die ihm jetzt jedenfalls zu Theil wurde und fühlte sich nicht im Mindesten dankbar verpflichtet für die Nachricht, daß der Rosa-Domino die Gräfin Rosa Rothenburg und zwar die Schwester der Frau von Taubenheim sei. Richtig war die Nachricht sicherlich, denn der Domino hatte ebenfalls diese beiden Namen genannt. Aber diese Rosa sollte boshaft wie der Teufel sein? war denn das möglich? diese süße, sanfte Stimme! Nein, der Laffe log!

Es ist möglich, daß sich der tapfere Cornet von den Leibcarabiniers den Teufel noch etwas altväterisch mit Hörnern, Krallen und Klauen vorstellte — jedenfalls konnte seine Rosa-Bonne, die so lieblich lachte,

unmöglich boshaft sein. Mit diesem Trost verließ er denn zu schon ziemlich später Stunde den Opernhaussaal und begab sich in seine Wohnung. Er konnte dort viel bequemer von seiner Rosa träumen und seit er den Namen seiner Angebeteten wußte, hatte er gar nichts mehr zu hoffen in jenen glänzenden Räumen.

Unterwegs blieb er ein paar Mal stehen und sagte, halb stolz, denn er war noch sehr jung, halb verwundert, denn er war eigentlich noch recht unschuldig, zu sich selbst: „Wahrhaftig, Hans Carus, alter Junge, ich glaube, Du bist ganz ernsthaft verliebt in diese Rosa, deren Gesicht Du nicht gesehen hast — ja ja, Du bist ernsthaft verliebt, es ist so und gar nicht anders.“

Und wenn der junge Officier so gesprochen, dann wollte er sich selbst verspotten, lachte auch ziemlich laut, eigentlich aber war er doch sehr stolz, daß er das zu Stande gebracht.

Sechstes Kapitel.

Grüne Hoffnung.

„O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe.“
Schiller.

Das Abenteuer unseres Cornets mit dem Rosa-Domino hatte auf denselben einen viel größern Eindruck gemacht, als er selbst wußte, einen viel tiefern noch, als der allerdings merkwürdige Besuch, mit welchem er übrigens fort und fort den Rosa-Domino in Verbindung brachte, ohne doch, wie er sich selbst bekennen mußte, Gründe von Gewicht dafür zu haben.

Die Kindermaske, namentlich aber die hübschen Hände der Frau, welche diese Maske trug, hatten ihn an die seltsame Dame, welche er in jenem Gartenhause kennen lernte, erinnert, darauf war der Rosa-Domino zu ihm gekommen und aus einzelnen Aeußerungen

desselben glaubte er schließen zu dürfen, daß er von der Dame in der Scheffelgasse an ihn abgesendet. Es war möglich, aber Hans Carus mußte sich selbst gestehen, daß er nicht die geringste Gewißheit dafür hatte. Der junge Officier fühlte sich beunruhigt und unsicher gemacht; er war nicht mehr glücklich darüber, daß er sich in eine Dame verliebt hatte, die er nicht kannte, deren Gesicht er nicht gesehen; er wollte über sich spotten, nicht mehr zugeben, daß er sich verliebt, nicht mehr an den Rosa-Domino denken, aber es ging nicht. Ueberall, wohin er kam, glaubte er die zierliche Gestalt zu erblicken, die er unter dem Domino kaum errathen konnte, zuletzt mußte er, er mochte wollen oder nicht, jede ihm unbekannte Dame mustern und sich die Frage vorlegen: ist es Rosa, oder ist sie's nicht!

Gern hätte er sich nach der Gräfin Rothenburg und ihren Töchtern erkundigt; es mußte Leute genug in der Gesellschaft geben, welche sie kannten, er brauchte nur den jungen Baron Renger von Rabenberg aufzusuchen, oder den Lieutenant von Schack, den ihm dieser als seinen Gewährsmann genannt, aber dazu hatte er nicht den Muth. Hans Carus

wußte nicht, daß die erste Liebe den Mann blöde macht, aber daß er blöde war, das fühlte er zu seinem tiefsten Verdruß und der helle Zorn darüber trieb ihn zu allerlei Thorheiten. Endlich ging er sehr entschlossen zu seinem Vetter Franz von Sandow, denn so blöde auch die erste Liebe ist, eines Vertrauten bedarf sie zuletzt doch; er redete erst von hundert andern Dingen, war empört über seine eigene Feigheit und sprang dann verzweifelt und mit geschlossenen Augen ganz plötzlich auf die Sache los. Der kühle Cürassier von Beeren ließ sich das ganze Gespräch des Rosa-Domino's mit seinem jungen Verwandten noch ein Mal ausführlich mittheilen, er war groß im Hören, der wackere Franz! Dann urtheilte er mit der Weisheit eines Pythagoras und der Schlauheit eines alten Hofmannes, daß sein junger Vetter, wahrscheinlich auch seine ritterliche Erscheinung allein, vielleicht aber auch durch irgend einen andern Umstand, die Aufmerksamkeit der Gräfin Rosa von Rothenburg auf sich gezogen habe. Der Maskenfreiheit sich bedienend, habe sie ein Gespräch mit dem jungen Herrn angefangen, sei von diesem befriedigt gewesen und habe ihn dann gefragt, ob er die Gräfin Rothenburg,

ob er die Frau von Taubenheim kenne, lediglich um ihm die Namen zu geben, um ihm anzudeuten, wo er im gewöhnlichen Leben den Rosa-Domino zu suchen habe. Nach Sandow's Ansicht war es jetzt seines Vetters Pflicht, sich irgendwo der alten Gräfin Rothenburg, oder der Frau von Taubenheim vorstellen zu lassen, dann bei diesen Damen Besuche zu machen und sich so den Andeutungen gemäß zu verhalten, welche ihm der Rosa-Domino gegeben, falls ihm nämlich wirklich daran liege, jene Maskenball-Bekanntschaft fortzusetzen.

Daran lag dem Cornet nun allerdings, denn den heftigen, raschen Jüngling brachte es fast außer sich, daß ihn seine Blödigkeit hinderte, selbst zu handeln. Ueberall, wo er Damen sprechen, scherzen und lachen hörte, glaubte er die süße Stimme zu vernehmen, und immer hatte er sich getäuscht; sobald er näher kam, war keine Spur von Aehnlichkeit mehr.

Franz von Sandow hatte große Theilnahme für seinen armen, verliebten Vetter, und da er namentlich das Gefühl der Blödigkeit, welches den Cornet so schwer drückte, genau genug kannte, so erbot er sich, für ihn Nachrichten über die Gräfin Rothenburg und

ihre Familie einzuziehen, sich auch zu erkundigen, in welchem Hause Hans Carus etwa mit den Damen zusammentreffen könne.

Der Cornet sah den Vetter fast gerührt an, als dieser solche Versprechungen machte, dieser aber antwortete nur durch ein überlegenes Lächeln, ohne indessen sein Geheimniß zu verrathen; dieses bestand nämlich darin, daß er mit dem Kammergerichtsrath Coudelance bekannt war, der sich darauf capricirte, die gesammte gute Gesellschaft Berlins persönlich zu kennen und in allen Kreisen derselben gründlich Bescheid zu wissen.

Der Kammergerichtsrath, ein cidevant-jeune homme, von tadelloser Tournure, zeigte bald, daß sein Wissen, für diesen Fall wenigstens, vollkommen ausreichend, denn der gelbe Reiter konnte seinem Vetter bald melden; daß sich die Gräfin von Rothenburg seit langer Zeit zum ersten Male wieder im Winter hier aufhalte, daß sie mit dem verstorbenen preußischen Generale Grafen Rothenburg in verwandtschaftlicher Beziehung stehe, hier bei Hofe wohl empfohlen sei und zwar kein großes Haus mache, aber sichtlich in sehr bequemen Verhältnissen lebe.

Gräfin Rothenburg sei eine geborne Französin, Wittwe eines französischen Obrist-Lieutenants vom Regiment Royal-Deux-Ponts und ziehe sich im Sommer auf die Rothenburgischen Familiengüter in Lothringen und Elsaß zurück, wo sie einen angenehmen Wittwensitz habe. Die älteste Tochter Idalie habe einen sächsischen Officier, einen Herrn von Taubenheim, zum Gemahl gehabt, sei seit etlichen Jahren Wittwe, aber immer noch sehr reizend, die jüngere Tochter, Fräulein Rosa, sei ein hübsches, stilles Kind, das für etwas unbedeutend gelte. Die beiden Brüder dieser Schwestern, der Graf Alexander und der Ritter von Rothenburg, wie nach französischer Sitte der Jüngere als Cadet der Familie genannt wurde, waren nicht mit nach Berlin gekommen. Der Graf lebte in Paris und hatte seines Vaters Stelle im Regiment Royal-Deux-Ponts, der Jüngere befand sich auf Reisen, gegenwärtig wahrscheinlich am spanischen Hofe.

Das waren die Nachrichten, welche Franz von Sandow mit so wenigen Worten, als er irgend vermochte, seinem Verwandten mittheilte, der sich übrigens dafür sehr undankbar zeigte, indem er geringschätzig Alles überhörte, was sich nicht auf Rosa selbst bezog

und dann zu grübeln begann, ob sich's wohl vereinigen lasse, ein hübsches, stilles Kind und zugleich doch auch „boshaft wie der Teufel" zu sein — denn das war ja Rosa, wie ihm Baron Renger verrathen.

Uebrigens unterbrach der Sandower diese Grübeleien ziemlich bald durch die allerdings wichtige Nachricht, daß die Gräfin Rothenburg mit ihren beiden Töchtern in der nächsten Assemblée bei dem Gouverneur von Berlin, General von Möllendorf, anwesend sein werde, und daß demnach Hans Carus nichts weiter zu thun habe, als sich eine Einladung zu dieser Assemblée zu verschaffen, was nicht schwer war, da der General von Möllendorf zu den besondern Freunden der grauen Excellenz auf Lygum gehörte.

Solche Assembléen in der Stadt, wie man sie zum Unterschiede von den Hoffesten nannte, fanden an allen Sonnabenden während der Carnevalszeit statt; sie wurden gegeben von dem Obristkämmerer Fürsten von der Osten-Sacken, dem Cabinets-Minister Grafen Fink von Finkenstein, welcher vorzugsweise das corps diplomatique bei sich sah, dem Gouverneur von Berlin, dem Minister Grafen Arnim und dem Minister von Blumenthal, — indessen hatten diese

Gesellschaften nichts mit der officiellen Repräsentation zu thun, denn auch die verwittwete Gräfin Eickstedt gab im Laufe dieses Winters eine solche Assemblée, welche für sehr glänzend erklärt wurde. Da der Hof fast immer ziemlich vollzählig bei solchen Festen zu erscheinen pflegte, so illuminirte man die Zimmer, in welchen sie stattfanden, was dann wieder eine große Menschenmenge zu versammeln pflegte, so daß der jugendliche Berliner von damals ein ganz specielles Interesse für die Sonnabends-Assembléen hatte und namentlich dem General von Möllendorf, der seine Wohnung in der Königsstraße (das jetzige Stadtgerichtsgebäude), stets sehr artig illuminirte, dafür ein dankbares Andenken bewahrte. Uebrigens war General von Möllendorf überhaupt sehr populair in Berlin.

Auf diesen Assembléen wurde getanzt und gespielt, geschah das einer Hoftrauer wegen nicht, so nannte man diese Gesellschaften „große Conversationen."

Unser Cornet war an jenem Sonnabend einer der ersten Gäste, welche sich bei dem liebenswürdigen Gouverneur von Berlin einfanden; er sah nach einander alle die hohen Würdenträger des Hofes und Staates eintreffen, all' die Generale der Armee, aber

sie kümmerten ihn heute wenig; sein spähend Auge verließ die Eingangsthüren nicht und mit pochendem Herzen harrte er den Eintritt der Gräfin Rothenburg. Der Domherr von Bredow, ein alter Freund seiner Familie, hatte ihm versprochen, ihn der Gräfin vorzustellen.

Selbst die Heldengestalt des Königs, welcher seine liebliche, kaum neunzehnjährige Tochter erster Ehe, die Prinzeß Friederike, am Arme führte, machte heute weniger Eindruck auf den sonst so loyalen märkischen Edelmann als sonst. Auch der Kronprinz war da mit seinem edlen Gouverneur, dem sächsischen Grafen Brühl, dessen Wahl anfänglich, im Publicum sowohl als bei dem Prinzen selbst, allerlei Bedenklichkeiten hervorgerufen hatte, weil der Graf erstlich katholisch war und dann ein Sohn des sächsischen Premier-Ministers Grafen Brühl, welcher zu des großen Friedrich ärgsten Feinden gezählt wurde. Später überzeugte sich Jedermann von der Trefflichkeit dieser Wahl.

Der Kronprinz erregte überall, wo er erschien, durch sein einfaches und ernstes Wesen die Aufmerksamkeit und überall hingen die Augen mit Liebe an

ihm; man wußte von ihm, wie ernsthaft er es mit seinem militairischen Beruf nahm, wie streng er gegen sich selbst und wie wohlthätig er in der Stille war, besonders seitdem ihn sein Vater nicht mehr so knapp hielt.

Ein Hofmann flüsterte unserm Hans Carus mit pfiffiger Miene zu, daß der Kronprinz jetzt englisch lerne, daß es also mit der englischen Heirath wohl seine Richtigkeit haben möge; der Cornet stimmte bei, blickte aber nicht ohne Theilnahme auf den Kronprinzen, der eben, einer ihm leise zugeflüsterten Mahnung seines königlichen Vaters, sofort gehorsam, den Degen ablegte und die Tochter des Ministers von Werder zum Tanz aufforderte. Uebrigens tanzte der Kronprinz keineswegs schlecht, wenn sich auch einiger Zwang spüren ließ; er tanzte nicht gern und ging nicht gern auf die Jagd, er zeichnete lieber und spielte Klavier, wenn er allein war. Besondern Genuß schien ihm nur der Besuch des deutschen Schauspiels zu bereiten. Weit lebhafter und dem Vergnügen mehr zugeneigt zeigte sich Prinz Ludwig, des Königs zweiter Sohn, dessen Gouverneur damals der Major von Schenckendorff war.

Auch der Prinz Ferdinand, Oheim des Königs, der jüngste Bruder Friedrich's des Großen, war mit seinen Kindern zugegen, von denen namentlich die damals achtzehnjährige Prinzeß Louise (später mit dem Fürsten Anton Radziwill vermählt) in ganz hervorstechender Weise der Liebling des Publicums war. Allerdings war diese Prinzeß nicht nur anmuthig, sondern höchst talentvoll und geistig hochbegabt. Ihr Bruder, Prinz Ludwig, war damals noch nicht siebenzehn Jahre alt, aber er galt schon etwas für einen schönen Geist, wenn man auch die wild geniale Natur in ihm noch nicht erkannte. Er hatte in diesen Tagen als Capitain im Regiment von Möllendorf zum ersten Male die Hauptwache bezogen, da war die Königin, die solche Scherze liebte, mit allen Prinzessinnen vorüber gefahren, um ihn heraustreten und salutiren zu sehen. Uebrigens wurde er mit allen Officieren zur königlichen Tafel gezogen und jeder Soldat erhielt einen Thaler. Man nannte diesen Prinzen nach seinem Vater: Ludwig oder Louis Ferdinand, um ihn von seinem Vetter, dem Prinzen Ludwig, Bruder des Königs, zu unterscheiden. Unter dem Namen Louis Ferdinand ist dann

der Held von Saalfeld auch unsterblich geworden, eigentlich hieß er: Prinz Christian Friedrich Ludwig. Der zweite Bruder, Prinz Heinrich Ferdinand, ein schöner herrlicher Jüngling, starb 1791; der dritte Bruder war der bekannte Prinz August von Preußen, mit welchem der Ferdinand'sche Ast des Königshauses und (von der Mutter her) der Nebenstamm der Markgrafen von Brandenburg=Schwedt erloschen.

In den Tagen, in welchen sich unsere Erzählung bewegt, war Prinz August, welcher 1806 so stolz und seines heldenhaften Bruders würdig sich schlug, dann aber, dem Kaiser Napoleon gegenüber, männlich fest die Ehre Preußens wahrte, noch ein Kind.

Hans Carus von Margendorff folgte mit den Augen der holdseligen Gestalt der Prinzeß Louise, welche mit ihrem Vetter, dem Prinzen Ludwig, tanzte, als der Domherr von Bredow seine Hand leicht berührte und ihm zuflüsterte: „Gräfin Rothenburg sitzt dort mit ihrer jüngeren Tochter allein, passender Moment, kommen Sie, lieber Hans!"

Sie war also gekommen, sie war an ihm vorüber gegangen, er hatte sie nicht gekannt! Das setzte den guten jungen Menschen in eine beträchtliche Verwir=

rung, er hatte geglaubt, sein Herz müsse es ihm sagen, daß die Geliebte vorüber gehe. Sein Herz aber hatte ihm nichts gesagt und er mußte sich präsentiren lassen, wie's herkömmlich.

Die Gräfin Rothenburg empfing den Cornet vom Leibcarabinier-Regiment mit großer Auszeichnung, die übrigens mehr dem hochangesehenen Domherrn von Bredow, der ihn vorstellte, als dem jungen Officier galt. Sie ersuchte ihn sogar, neben ihr Platz zu nehmen und überschüttete ihn in einem Gemisch von deutschen und französischen Redensarten, das er bei jeder andern Dame gewiß lächerlich gefunden haben würde, und mit einer wahren Fluth von Fragen. Im Anfang war unser Junker sehr verlegen, als er aber bemerkte, daß die lebhafte Dame sich ihre Fragen alle selbst beantwortete und durchaus damit zufrieden war, in ihm einen geduldigen Hörer zu finden, da faßte er frischen Muth und sah zuerst der wortreichen Dame in's Gesicht.

Er fand, daß sie für die Mutter erwachsener Kinder noch ganz leidlich aussehe, man hätte sie sogar noch recht hübsch finden können, wenn nicht die Schminke an einigen Stellen mit gar zu großer Ver-

nachlässigung der gewöhnlichsten Vorsicht aufgetragen wäre. Die Dame trug die Schminke, ihre ganze Toilette eigentlich, mit derselben Ironie, mit welcher der Fürst ein Incognito trägt, das ihn nirgends deckt. Man sah, die Frau war klug genug, nicht mehr durch ihre Schönheit, oder durch ihre Jugend glänzen zu wollen, sie wollte, wie man bald erkannte, überhaupt nicht glänzen, sie wollte sich nur amüsiren und so lange sie Jemanden fand, der ihr zuhörte, so lange amüsirte sie sich. Uebrigens dachte der Cornet mitten in dem Hagelwetter französischer bon mots und halb ungeschickter, aber ganz lustiger deutscher Redensarten: „Wenn meine liebe Rosa nach ihrer Mutter gerathen, so ist sie vielleicht recht hübsch, aber ganz gewiß nicht boshaft wie der Teufel!“

Dabei aber hatte der Königlich Preußische Leibcarabinier-Officier nicht den Muth, diese Tochter anzusehen, welche auf der andern Seite ihrer Mutter saß und mit einem Eifer in die Touren der Quadrille starrte, welcher einer bessern Sache würdig gewesen wäre.

O, blöder Carabinier, wenn du einen Blick gewagt hättest, so würdest du bemerkt haben, daß da

ein liebliches, junges Mädchen saß, das sich ebenso verlegen und beängstigt fühlte wie du, das dich aber schon beim Eintritt bemerkt hatte, das dich mit dem Domherrn von Bredow kommen sah, dich aber nicht mehr anzublicken wagte, als du vor der Mutter standest, als du dich neben ihr niederließest!

Rosa von Rothenburg war eine höchst anziehende Erscheinung, obwohl ihrer schlanken Gestalt noch die Fülle, oder vielmehr die Rundung fehlte, obwohl ihr Antlitz nicht schön war. Sie war schlank, wie die Rebe schlank ist, die eine Stütze braucht; ihr Antlitz war edel, weil es von Witz und Laune belebt, von warmer und edler Empfindung durchgeistigt war. Das Auge war groß, von unbestimmter blau-grauer Farbe, der Blick fast immer kühn fragend, oder nach Innen gekehrt, dann aber grade hatte dieses Auge seinen schönsten Ausdruck. Die Toilette dieser jungen Dame, welche etwa achtzehn Jahre haben mochte, war sehr einfach und sehr geschmackvoll, zugleich aber beinahe auffallend kostbar. Sie trug sich ganz weiß, an der linken Brust aber einen Strauß von Diamanten und Rubinen, ein Halsband von Rubinen und Perlen, ebenso Ohrgehänge und Armbänder. Man

sah an jüngeren Damen so reichen Schmuck damals nicht; er fiel auch hier auf, zumal da Fräulein Rosa von Rothenburg sonst selten Schmuck trug; dagegen gefiel es, daß sie ihr schönes, glänzend schwarzes, einfach gescheiteltes und in einen Chignon aufgeschlagenes Haar ganz leicht mit rothem Puder bestreut hatte.

Ein wenig vorgebeugt, die beiden blendend weißen, aber noch etwas magern Arme im Schooß, in der feinen, schmalen Hand einen mit halben Perlen und Edelsteinen eingelegten Fächer haltend, so saß Rosa von Rothenburg eine ziemliche Weile — es fehlte, wie schon bemerkt, nur einige Rundung und man hätte sie für eine schöne Statue halten können. Der Mund erschien herber und härter, trotz seiner edlen Form, weil die Lippen zu schmal waren und die ohnehin hohe und kräftige Stirn trat zu sehr hervor, weil das Haar zu weit zurück gestrichen war.

Nach und nach faßte Rosa ein wenig Muth und wagte es, seitwärts auf den jungen Offizier zu blicken, dessen Kommen sie in solche Aufregung versetzt, obgleich, oder vielmehr, weil sie es veranlaßt hatte. Seltsamer Weise faßte auch Hans Carus ganz genau in demselben Augenblick, in welchem Rosa zu ihm

hinüber blickte, Muth und schaute nach dem jungen Mädchen, und so kam es, daß sich ihre Blicke begegneten, aber sofort, erschrocken wie ertappte Diebe, sich abwendeten und zu Boden sanken. Es mußte die kurze Begegnung aber doch mit sehr angenehmen Empfindungen verbunden gewesen sein, von beiden Seiten wurde der Blick nach kurzem Besinnen wiederholt und dieses Mal war es allein der des Fräuleins, welcher sich langsam und geschämig senkte, während der des Junkers vor Glückseligkeit strahlte.

Wir haben schon gesagt, daß Rosa eine anziehende Erscheinung war, Hans Carus erklärte sie sofort für eine Schönheit ersten Ranges; Rosa ihrerseits fand den jungen Offizier in der eleganten Gesellschaftsuniform noch weit mehr nach ihrem Geschmack als neulich in der Matrosenkleidung und sein Gesicht erschien ihr bedeutend und geistvoll; das junge Herz klopfte ihr laut und immer lauter.

Da rauschte plötzlich eine hohe Gestalt, alle Formen üppigster Fülle entwickelt, in prächtigster Toilette heran, die Gräfin Rothenburg unterbrach ihr Gespräch und sagte nicht ohne mütterlichen Stolz auf die stattliche Erscheinung deutend: „meine Tochter, die Frau

von Taubenheim, ma belle bonne, laß Dir Monsieur le Cornet de Margendorff, cousin de notre bon ami le baron de Bredow präsentiren!"

Hans Carus hatte sich erhoben, die schöne Frau neigte ihr hohes Haupt ihm zu und es war dem betroffenen Jüngling, als neige sich ihm ein ganzer Himmel süßer Liebesfreuden zu, als er in dieses volle und doch zarte, dieses milde und doch stolze Antlitz, in diese großen, tiefblauen Augen blickte, die ihn verlockend anlächelten, zugleich prüfend ihn musterten und so unumwunden ihr Wohlgefallen aussprachen, daß dem armen Jungen so heiß um's Herz wurde, wie ihm noch nie gewesen war.

Beinahe erschrocken, wie Hülfe suchend, wandte sich sein Blick auf Rosa, die ihm fast unmerklich zunickte, was seine Verwirrung zum höchsten Gipfel steigerte; glücklicher Weise kam ihm die Gräfin zu Hülfe indem sie rief: „Ah! mon dieu! mille pardons! da führen Monsieur le Cornet nun so rapide Conversation, daß ich versäumt Monsieur zu präsentiren ma petite Rose!"

Unter allerlei Schmeichelnamen wurde nun der wunderbare Cornet, der eine so rapide Conversation

geführt, daß er kein Wort gesprochen, endlich dem Fräulein Rosa Rothenburg vorgestellt.

Der junge Offizier benutzte das, um die junge Dame etwas hastig zum Tanze zu invitiren; es war ihm, als müsse er sich beeilen aus der zauberischen Nähe der Frau von Taubenheim zu kommen. Das aber sollte nicht gelingen, denn die schöne Wittwe legte ihre Hand auf den Arm des Cornets, wie ein Eroberer Besitz von einer Beute nimmt, und sagte mit einer bezaubernden Freundlichkeit, zugleich aber doch auch in einem Tone, der von vornherein jeden Widerspruch ausschloß: „Verzeihung, mein junger Cavalier, als die ältere Schwester, als Frau und als Wittwe, welche Trost bedarf, habe ich ein Vorrecht, Sie tanzen erst mit mir, dann mag die Kleine Ihnen den Arm geben!"

Die Gräfin lachte und bewunderte wie immer die stolze Schönheit, die kühne, zuversichtliche Sprache ihrer älteren Tochter, ohne viel auf die Jüngere zu achten; Hans Carus sah wohl den Blitz, der aus den Augen Rosa's schoß, aber was wollte er machen? Die Erklärung der Frau von Taubenheim, der stolzen Idalie, war so bestimmt, daß er ihr schon aus Höf-

lichkeit hätte Folge leisten müssen, selbst wenn er den Muth und die Kraft besessen hätte, Widerstand zu leisten.

Der junge Mann bebte vor Aufregung, als er das verlockend schöne Weib zum Tanze führte, ein Schwindel beinahe ergriff ihn, als er sich diesem lieblich lächelnden Antlitz, diesen dunkeln Augen in nächster Nähe gegenüber sah; es war ein Glück, daß er ein so fester Tänzer war, er tanzte die Touren ganz mechanisch durch, er wußte eigentlich kaum, daß er tanzte, er sah nur und nur diese Gestalt, diese tiefblauen Augen! Frau von Taubenheim bemerkte sehr wohl den Eindruck, den sie auf den Jüngling machte, sie verstand sich auf die hohe Kunst der Frauen, sie war eine Meisterin darin und je stärker der Eindruck war, den sie machte, desto stolzer war sie und desto verführerischer lächelte sie. Gewaltsam riß sich der Cornet auf: „bin ich denn verrückt?" fragte er sich und zitterte unter dem Blick Idalie's.

„Ich freue mich," sagte die schöne Frau in der ersten Pause mit der sanftesten und klarsten Stimme, „Sie heute hier zu sehen, Herr von Margendorff; ich denke, es ist ein wenig mein Werk, daß Sie hier sind, nicht?"

„Verzeihung, meine Gnädigste!" stammelte der arme Junge, der fast nicht mehr im Stande war, seine Gedanken zu ordnen.

„Ich bemerkte da auf dem Maskenball im Opernhause," fuhr Idalie mit großer Freundlichkeit, aber vollkommener Ruhe fort, „einen jungen Matrosen, dessen Aufmerksamkeit durch eine Maske in der Tracht einer lothringischen Amme lebhaft erregt schien; nun, mein Herr, die Lothringerin war ich, Lothringen ist meine Heimath, die elegante Figur des jungen Matrosen gefiel mir, da ich aber gerade durch eine andere Intrigue in Anspruch genommen war, so schickte ich unsere Kleine zu Ihnen und ließ Ihnen im Gespräch meinen Namen mittheilen!"

Hans Carus verneigte sich dankend, er war keines Wortes mächtig, aber seine Gebärde und seine Bewegung war so ausdrucksvoll, daß Frau von Taubenheim mit diesem stummen Dank vollkommen zufrieden war.

Der Tanz begann wieder und der Cornet hatte keine Gelegenheit mehr mit der Dame zu reden, welche ihn mit einem sanften Händedruck entließ, als er sie zur Gräfin zurückgeführt.

Dieser Händedruck war so ausdrucksvoll, daß Hans Carus wirklich erschrocken war und mit einem beinahe ängstlichen Ausdruck die Dame ansah, welche sich eben neben ihrer Mutter niederließ und gar lieblich zu dem Jüngling aufblickte. Sie bemerkte dessen Verlegenheit, und mit der ruhigen Gewandtheit, mit welcher sie Alles beherrschte, sprach sie: „nun, Kleine, Du bist jetzt an der Reihe, was zögerst Du? Herr von Margendorff wartet!“

Erleichtert athmete der Cornet auf, als er die Hand Rosa's auf seinem Arm fühlte, als sein Blick ihrem Blick begegnete, der fragend zu ihm aufgeschlagen war. Es war dem jungen Officier, als träte er aus einem mit betäubenden Wohlgerüchen geschwängerten Zimmer in die thaufrische Morgenluft, es war ihm erquicklich Alles an Rosa, vorzüglich die herbe Jungfräulichkeit, Alles, besonders auch, daß er auf sie niederblickte, während er zu der hohen stolzen Idalie hinaufschauen mußte.

Männer, besonders junge Männer wie Hans Carus, schauen nicht gern auf zu Frauen, darum knien sie auch nicht gern vor ihren Damen.

Kaum hatte der Cornet das Fräulein am Arm,

so fand er auch seine Sinne wieder, und hatte alsbald den Muth, zu sagen: „darf ich an die Rose-Bonne erinnern, mein gnädiges Fräulein?“

„Meine Schwester ist sehr schön!“ antwortete Rose bedeutungsvoll.

„Unbeschreiblich, unbegreiflich schön,“ entgegnete der Officier aufrichtig, „so schön, daß ich's kaum noch ertragen konnte, aber, ist Rose gar nicht mehr gütig gegen mich?“

„Herr von Margendorff,“ antwortete das junge Mädchen mit einer geistvollen aber nicht heitern Miene, „sein sie nachsichtig gegen mich, ich war neulich sehr heiter, glaubte mich auch durch die Maske gedeckt und erlaubte mir eine Sprache, die man zwischen Fremden eben nur auf dem Maskenball entschuldigen kann. Meine Schwester war schuld daran, ohne ihre Aufforderung würde ich gar nicht darauf gekommen sein, den Matrosen anzureden!“

„O, wie dankbar bin ich Ihrer Frau Schwester!“

Rose lächelte leise über die Emphase des jungen Mannes.

„Es schmerzt mich,“ fuhr Hans Carus fort, „daß Ihnen die Erinnerung an den Maskenball empfindlich

ist, mein Fräulein, ich werde mich nur mit Dank und Freude an die Rose-Bonne erinnern!"

„So schweigen Sie doch, mein Herr!" befahl die Dame, aber der Ton, in welchem der Befehl ertheilt wurde, hatte so wenig einschüchterndes, daß er unserm Helden neuen Muth gab.

„Warum soll ich schweigen!" fragte er kühn, und wagte es Rose's Hand zu drücken.

„Idalie ist viel schöner als ich," flüsterte Rose jetzt bebend dem jungen Officier zu, „wie kann ein Mann an mich denken, wenn er Idalie sieht, ich fühle es selbst, daß ich neben ihr verschwinden muß; sie können mich nicht täuschen, gehen Sie zu meiner Schwester!"

Das arme Mädchen hatte keine Ahnung von dem offenen Geständniß, welches sie in diesem Ausbruch ihrer Eifersucht ablegte, sie wußte nicht, mit welchem Strom von Glückseligkeit sie ihren jungen Anbeter übergoß.

„Sie haben recht, mein Fräulein," versetzte der Cornet übermüthig, „man kann Sie nicht mit ihrer Frau Schwester vergleichen; Sie sind eben ganz anders, aber Sie verschwinden wahrlich nicht neben ihr,

Frau von Taubenheim ist hinreißend, ist zum Bewundern, Sie aber, mein Fräulein —"

„Ich bin zum Tanzen hier," antwortete Rose lebhaft, welche glückselig das Geständniß ahnete, was Hans Carus aussprechen wollte, es aber nicht hören wollte, und mit großer Gewandtheit die neue Tour benutzte, um ihren Anbeter zu unterbrechen.

In zierlichen Wendungen führten sie die Figuren des Tanzes aus, ihre Tanzkunst wurde von den Anwesenden, ja von dem Könige selbst, nach Gebühr bewundert; Niemand hatte eine Ahnung von dem jungen Liebesglück, welches in diesen beiden Herzen blühete.

Rose hatte sich überzeugt, daß Hans Carus sie liebe, wie sie ihn liebte, sie war aber fest entschlossen, ihn fürs Erste wenigstens nicht zu einem Geständniß seiner Liebe kommen zu lassen; ihre Mädchenhaftigkeit zitterte vor diesem Geständniß, weil sie tief im Herzen fühlte, daß sie nicht im Stande sein würde, mit dem Bekenntniß ihrer Gegenliebe auch nur einen Moment zurück zu halten. Dem aber widerstrebte die herbe Jungfräulichkeit ihres Wesens; das arme Mädchen hatte keine Ahnung davon, daß es seine Liebe schon verrathen hatte.

Um das Gespräch in der Hand zu behalten, begann Rosa mit dem ihr eigenen kecken Muthwillen einige neckende Fragen an den Galan zu richten; sie scheute jetzt auch die Erinnerung an das Gespräch auf dem Maskenball nicht mehr, und der Cornet ging begierig darauf ein. Aber die Natur dieses Mädchens war eine so tief leidenschaftliche, daß sie trotz alledem nicht lassen konnte, ihrem Galan zuzuflüstern, als sie zur Guirlande antraten: „wenn Sie Idalie wirklich nicht lieben, so nehmen Sie sich in Acht, Idalie ist sehr gefährlich!“

Hans Carus war entzückt über das neue unwillkürliche Geständniß, und hätte in seinem Entzücken beinahe die Figur in Verwirrung gebracht, es ging indessen noch glücklich vorüber, er legte neue Proben seiner Gewandtheit als Tänzer ab, und zeigte durch seine Miene Rose zugleich, daß er selbst die Schönheit Idalie's nicht fürchte. Das junge Mädchen verstand ihn wohl, aber sie seufzte leise, denn sie fürchtete ihre Schwester wirklich, und sie hatte Ursache dazu, denn in demselben Augenblick beinahe, in welchem Hans Carus sich gegen die verlockenden Reize der Frau von Taubenheim so sicher fühlte, führte ihn eine

Wendung des Tanzes die siegreiche Schönheit vor Augen, die mit einem stattlichen Herrn in reichster Gallakleidung für ein ausgeschiedenes Paar in die Figur eingetreten war und nun ihm gegenüber tanzte.

Idalie's ruhig lächelndes Antlitz war von unbeschreiblicher Schönheit, ihr Blick strahlend und forschend, und doch wie heimliches Glück verheißend. Der Cornet fühlte, daß er nicht länger in diese Augen blicken dürfe, er beugte sich vor, aber da sah er zwei weiße Schultern, die Büste einer Göttin von carrarischem Marmor; seine Hand bebte, als er die Hand seiner Tänzerin ergriff, und erst als er in ihre großen blau-grauen Augen blickte, die ihm so frisch und hell entgegen schimmerten, wie der Spiegel eines Waldsees, brach der Zauber, mit welchem ihn die dämonische Schönheit Idalie's bestrickte.

Rosa lächelte heimlich, sie war nicht ohne Unruhe, denn sie wußte von dem Maskenballe her, daß der Cornet die Aufmerksamkeit ihrer Schwester erregt, sie wußte mancherlei von der Zaubergewalt, die Idalie über die Männer übte; war sie doch selbst oft hingerissen von ihrer wunderbaren Schönheit und konnte ästhetisch für sie schwärmen! sie hatte auch gut genug die

Aufregung bemerkt, in welche der plötzliche Anblick Idalie's zum zweiten Male den Cornet wieder versetzt, aber sie hatte auch erkannt, daß ihr Blick den Bann auf der Stelle gebrochen und den Zauber gelöst hatte.

Das leidenschaftliche Mädchen jauchzte innerlich, daß sie zum ersten Male einen Kampf aufnehmen konnte mit der größern Schönheit der Schwester.

„Sie soll mir Ihn nicht entreißen!“ zischte sie zwischen den Zähnen.

„Ich will Ihn gewinnen, und Er allein ist mehr werth als all ihre Anbeter und Sclaven!“

Hochmüthig zog Rose die Oberlippe aufwärts, Hans Carus fand diese Miene reizend, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß der Hochmuth, der sich da zeigte, so unendlich schmeichelhaft für ihn war.

Als der Cornet seine Dame wieder zur Gräfin zurückführte sprach er kühnlich vom Maskenball, und die Dame hatte nichts dagegen, daß er sie wieder in wohlfeilem Wortspiele seine Bonne nannte, war ihr doch eigentlich jede Erinnerung an ihr erstes Zusammentreffen mit ihm ebenso angenehm, ebenso theuer wie ihm, wenn sie's auch nicht bekennen mochte.

„Herr von Margendorff", nahm Frau von Taubenheim das Wort, als Hans Carus mit der jüngern Schwester hereintrat, „hier ist mein Vetter, der Marquis von Locquenghien aus Paris, welcher sich um so mehr freut, Ihre Bekanntschaft zu machen, als er heute Erlaubniß erhalten hat, in die Dienste Seiner Majestät des Königs von Preußen zu treten!"

Die beiden jungen Herren verbeugten sich gegen einander; beide waren hübsche Männer, der Franzose war höher und stattlicher von Gestalt, der Preuße hatte ein kühneres und volleres Gesicht; die Augen des Marquis waren klein aber lebhaft, schwarz und glänzend wie Rattenaugen, die Augen des märkischen Junkers braun und ruhig, aber sie konnten nicht nur leuchten, sondern auch flammen und blitzen, das sah man ihnen an; der Lothringer war mehr ein eleganter Cavalier, der Brandenburger mehr ein Soldat.

Frau von Taubenheim beherrschte das Gespräch mit vollkommener Sicherheit, sie verstand mit unnachahmlicher Geschicklichkeit das unaufhörliche Geplauder ihrer Mutter in freundlichster Weise zu unterbrechen, sie wußte selbst den beiden Herren Gelegenheit zu Antworten zu verschaffen. Hans Carus bewunderte die

Gewandtheit der jungen Wittwe jetzt beinahe ebenso sehr als ihre hohe Schönheit.

Uebrigens wurde sich der junge Mann mit hohem Stolz bewußt, daß er wirklich im Stande war, der gefährlichen Schönheit dieses herrlichen Weibes zu widerstehen, freilich bebte er noch immer innerlich zusammen, wenn Idalie ihre wunderbaren Augen auf ihn lenkte, aber es dauerte doch eben nur einen Moment und er ahnte, daß er auch über dieses Erbeben bald Herr sein werde. Er wußte, daß Rose's Blicke auf ihn gerichtet waren, er fühlte, daß Rose's Augen ihn bewachten, ihn beschützten.

Das Fräulein hatte seinen Platz neben der Mutter wieder eingenommen, betheiligte sich aber nicht an dem Gespräche; bald genug wagte der Cornet, sich nach der Geliebten umzusehen, sie saß da, wie er's ganz genau gewußt hatte, die Arme im Schooß, die Augen mit dem unbeschreiblichen Ausdruck, den eben nur ihre Augen hatten, zu ihm aufgeschlagen.

Dieser Anblick gab ihm noch mehr Muth, er trat einen halben Schritt zur Seite und nahm dann mit erzwungener Leichtigkeit einen leeren Sessel neben seiner Dame ein; er hütete sich wohl aufzublicken, denn er

wußte, daß ein heißer Blick Idalie's seiner Bewegung folgte und fühlte sich nicht stark genug, diesen Blick auszuhalten.

Weder die Gräfin noch der Marquis fanden es auffallend, daß der Cornet neben dem Fräulein Platz nahm und mit Rose eine Unterhaltung begann, eigentlich war's nur artig, daß er's that; Idalie aber war so gewohnt, Alles um sich zu fesseln, daß sie mit wirklichem Erstaunen und auch mit einer leichten Anwandlung von Unwillen den jungen Officier, welcher vor ihren Augen Gnade gefunden hatte, neben der Schwester Platz nehmen sah.

„Sind Sie nahe mit dem Herrn Marquis von Locquenghien verwandt, mein gnädiges Fräulein?" fragte der Cornet sich niederlassend.

Er hatte sich diese Frage sehr wohl ausgedacht.

„Meine Mutter ist eine Tochter von Locquenghien", antwortete Rose mit holdester Freundlichkeit, denn sie mußte ja ihren Getreuen belohnen, den sie mit hohem Stolze sich von der Schwester losreißen sah, „meine gute Mutter und der Marquis haben einen gemeinschaftlichen Großvater; der Marquis will in preußische Militairdienste treten, er stand bei den Gardes du Corps

des Königs von Frankreich, aber er hat den Abschied nehmen müssen, wie er sagt, ich glaube, er hat ihn gar nicht genommen, sondern ist flüchtig geworden; er hat ein Duell gehabt mit einem Herrn von Dillon, hat diesen schwer verwundet; der König von Frankreich aber hat seinen Officieren das Duell verboten und die Todesstrafe über die Herausforderer verhängt. Nun scheint es, daß mein Vetter der Herausforderer gewesen und darum ist er flüchtig geworden. Seine Güter konnte der König nicht confisciren, denn er hat keine, sehen Sie, mein Herr, so ist's zuweilen ein Glück, keine Güter zu haben —"

Rose erzählte in einer gewissen Aufregung; sie wußte es vielleicht selbst nicht, daß sie den Cornet an ihre Seite fesseln wollte und sie fand auch sprechend bald den heitern Ton, in welchem sie sich gern erging, welcher unserm Hans Carus so köstlich erschien.

„— eben nur hat dieser leichtsinnige Vetter erfahren, welch ein Vortheil es sein kann, keine Güter zu haben, so kommt er hierher und macht mir den Hof, lediglich doch in der Absicht, sich meiner Güter zu bemächtigen, denn daß ihm an meiner Person herzlich wenig gelegen ist, das hatte ich bald bemerkt;

er hätte auch viel lieber meine schöne Schwester genommen, sie gefällt ihm viel besser als ich, sehr erklärlich, denn sie hat, abgesehen von allem Uebrigen, auch noch von ihrem verstorbenen Manne Güter geerbt und ich habe nur meine beiden lieben kleinen Schlößchen Maaßmünster und Bolzey. Ich muß Ihnen nämlich sagen, daß ein Oheim meines Vaters meiner Schwester und mir seine Güter zu gleichen Theilen vermacht hat, oh! Sie sollten meine beiden Schlößchen sehen, Maaßmünster am Fluß, Bolzey in den Bergen, sie liegen sehr hübsch — doch, um wieder auf meinen lieben Vetter, den Herrn Marquis, zu kommen — als er sah, daß er von meiner Schwester nichts zu hoffen hatte, kam er zu mir, dachte Cousine ist Cousine und wenn das Kind" — Rose sagte das mit sehr spitzer Lippe — „auch lange nicht so hübsch ist wie die große Schwester, so hat sie doch Maaßmünster und Bolzey, der Herr fing recht hübsch an, mir und meinen Gütern den Hof zu machen, ich aber lachte ihn unbarmherzig aus!"

Die liebe Rose hatte schwerlich eine Ahnung davon, welchen Dienst sie sich selbst durch ihre muntere Plauderei leistete, denn das Auftreten des Nebenbuhlers

in der Person des französischen Marquis fehlte gerade noch, um den Cornet ganz an sie zu fesseln. Hans Carus mußte einen Kampf haben um seine Dame, einen ritterlichen Kampf mit einem Nebenbuhler, der war beinahe nothwendig zu seinem Glücke. Uebrigens verfehlten auch die beiden Erbgüter ihres Eindruckes nicht ganz; die märkischen Junker liebten von je ihre eigene Scholle so sehr, daß sie einen großen Respect vor Grundbesitz hegen.

„Der Herr Marquis ist ein sehr stattlicher Mann, sind Sie nicht meiner Meinung?“ begann Hans Carus sofort seinen Angriff auf den Nebenbuhler, den er sich um keinen Preis hätte nehmen lassen.

„Er ist ein sehr stattlicher Mann,“ entgegnete Rose kühl, „aber mir gefällt er gar nicht!“

Der närrische Junker hätte es beinahe lieber gesehen, wenn der Marquis seiner Dame wenigstens etwas gefallen hätte, der Nebenbuhler war doch gar zu ungefährlich!

„Und warum gefällt er Ihnen nicht?“ fragte er spitz.

„Neugieriges Kind!“ lehnte das Fräulein lächelnd die Antwort ab.

„Bitte liebe gute Rose-Bonne, warum gefällt er Ihnen nicht?“ bat der Junker scherzend.

Da richtete sich das Fräulein auf, neigte sich zu dem Junker und sprach vertraulich flüsternd, zugleich aber mit großem Ernst: „Ich habe noch nie einen Mann geliebt und ich finde es unverschämt, wenn ein Mann zu mir kömmt, um meine Liebe wirbt und sich zugleich ganz ungescheut rühmt, daß er schon viele Frauen vor mir geliebt hat. Sehen Sie, darum gefällt mir der Vetter nicht, ich weiß wohl, daß andere Frauen darüber anders denken, nun, da kann er ja zu den andern Frauen gehen, ich will ihn nicht — Mama hat mich gescholten, meine schöne Schwester da hat über mich gelacht, ich bin nun aber mal so, ich mag keinen Mann, der das, was er mir sagt, schon mal, oder gar schon öfter, andern Frauen gesagt hat; abscheulich aber finde ich's, wenn er sich dessen noch rühmt!“

Entzückt blickte Hans Carus auf die zürnende Jungfrau, er war glücklich, daß ihr Zorn ihn nicht treffen konnte: er hatte wirklich außer seiner Mutter noch keine Frau geliebt und als er sich im vergangenen Sommer Mühe gab, sich in die älteste Tochter

seines Majors zu verlieben, da war er bei diesem ersten Versuch schon schmachvoll gescheitert, denn das gesunde Kind war ihm eines Tages an der Gartenthür mit einem gewaltigen Butterbrod und einem tüchtigen Stück Käse in der Hand entgegengekommen, mit beiden Backen kauend. Schaudernd hatte der Cornet jeden weiteren Versuch, sich zu verlieben, aufgegeben, denn er konnte sich hinfort die Angebetete nur in Verbindung mit Butterbroden und Käse denken und es ging über die Kräfte des jungen Leibcarabiniers, solchen substantiellen Dingen gegenüber zart zu schwärmen; das hatte ihm damals viel Schmerz gemacht, denn das eßlustige Majorskind war zur Zeit die einzige zur Liebe noch verfügbare Dame der Garnison und es war für den jungen Officier doch sehr beschämend, immer schweigen zu müssen, wenn die Kameraden von ihren zarten Verhältnissen mehr oder minder andeutungsweise erzählten. Jetzt segnete er jenes große Butterbrod, jenen Käse, denn ohne sie würde er Lina geliebt haben und könnte nun nicht Rose mit dem reinen Bewußtsein gegenübertreten, daß sie seine erste Liebe.

Uebrigens brauchte er sich darob nicht selbst zu

rühmen, er las in Rose's Augen, daß sie es wisse, daß sie seine erste Liebe.

Durch einen seltsamen Gedankensprung kam der Reiterofficier übrigens in demselben Augenblicke auf die Dame in der Scheffelgasse und mit einer Hast, von welcher er sich selbst keine Rechenschaft zu geben wußte, fragte er: „Darf mir Rose-Bonne sagen, wer die Kindermaske neulich trug?"

In dem Augenblick, wo der Cornet sich die Lippen des Fräuleins öffnen sah, legte sich eine Hand auf seinen Arm, der Domherr von Bredow stand neben ihm und sprach: „Entschuldigen Sie, schönes Fräulein, Seine Majestät der König befiehlt, kommen Sie, lieber Hans!"

Mit einem langen Blick nahm der also Aufgestörte Abschied von Rose, die ihrerseits ihn beinahe zärtlich mit den Augen grüßte.

Sie sollten sich an dem Abend nicht wiedersehen. König Friedrich Wilhelm II. unterhielt sich sehr huldreich mit dem Jüngling, dessen Vater er wohl kannte, führte ihn dann selbst zu seiner Tochter Friederike, und Hans Carus hatte die Ehre, mehrere Touren mit der Prinzeß zu tanzen. Dann empfing er viele Glück-

wünsche ob solcher Gunst und endlich hielt ihn der alte Möllendorf selbst fest. Als er zuletzt wieder frei war und die Geliebte suchen konnte, da hatte die Generalin von Rothenburg mit ihren Töchtern den Saal bereits verlassen. Aber selbst das konnte die freudige Stimmung des jungen Herrn nicht trüben, er hätte laut jauchzen mögen, denn die Hoffnung in seinem Herzen war grün! —

Siebentes Kapitel.

Ein gelbes Halstuch.

„Da schrieb er den Abschied
Mit bebender Hand,
Die Seelen verknüpfte
Ein magisches Band.
Und als er mit Schmerzen
Gebrochen den Bann,
Ein neuer Zauber
Im Herzen begann.“

Ariost.

Wir haben schon in einem früheren Capitel Mittheilungen gemacht, welche unsern Lesern zeigten, wie verschieden das Leben des preußischen Soldaten, namentlich des Artilleristen, im verwichenen Jahrhundert von dem jetzigen Soldatenleben war. Eine Hauptverschiedenheit lag darin, daß damals mit wenigen Ausnahmen alle Avancirten, ja selbst auch eine Anzahl von Kanonieren, verheirathet waren. Bei geworbenen Ausländern begünstigte man die Heirathen, um sie

durch Weib und Kind von Desertionen abzuhalten, ein Band, welches sich freilich in vielen Fällen auch nicht stark genug erwies.

Vielleicht aber machte das Familienleben und die Erleichterung, die solches in vielen Fällen nothwendig mit sich brachte, die Soldaten allein fähig, die furchtbare Härte der Disciplin von damals zu ertragen.

Alle diese zahlreichen Soldatenfamilien wohnten in den Kasernen, oder da wo die Kasernen nicht ausreichten in den Häusern, welche zu Soldatenquartieren eingerichtet waren. In der Regel war einer solchen Familie ein Quartier eingeräumt, welches aus einer Stube, einer Kammer und einer Küche bestand, jede Familie aber hatte je nach der Stärke der vorhandenen Mannschaft drei bis sechs Soldaten im Quartier. Diese hatten die Kammer inne, die Familie die Stube und die Küche, wo allerdings die Soldaten sich auch oft aufhielten, aber doch nur geduldet waren. Es liegt auf der Hand, daß sich daraus Verhältnisse ergeben mußten, von denen wir heutzutage keinen Begriff mehr haben, Verhältnisse, die oft genug sehr demoralisirend gewirkt haben müssen, die andererseits aber auch wieder den Soldaten nützlich wurden.

Natürlich war es keine Kleinigkeit, diese Masse von Soldaten, Weibern und Kindern im Zaum zu halten und täglich wurde ein Unterofficier, der sogenannte Kasernen-Aufpasser, commandirt, welcher dem Capitain für Ordnung und Reinlichkeit verantwortlich war, eine Verantwortlichkeit, die sehr schwer lastete; der Capitain war zugleich der Gerichtsherr seiner Compagnie und mit jeder Wache war ein Brummstall, d. h. ein Arrestlocal verbunden, in das Soldaten und Weiber ohne Unterschied eingesperrt wurden. Bei gröberen Vergehen kamen die Soldatenweiber vor das Regimentsgericht und wurden nach dessen Urtheil mit Ruthen gehauen; diese Execution verrichtete der Steckelbein, so nannte man den Regiments-Profoß, der auch die Kasernenhöfe zu fegen hatte und eine ganz absonderliche Uniform trug, einen braunen oder braungrauen Rock nämlich mit grünen Rabatten, Kragen und Aufschlägen.

Diese Verhältnisse erforderten begreiflicher Weise eine große Strenge in der Handhabung der Disciplin, die Weiber waren oft schwerer im Zaume zu halten als die Männer; die hübscheren darunter hatten natürlich ihre Beschützer, die Klatschereien aus Eifersucht waren unendlich.

Dazu kam, daß die Leute ihre oft starken Familien von ihrem geringen Einkommen nicht zu ernähren vermochten, daß sie also auf allerlei Nebenverdienste hingewiesen waren, deren Betrieb ihnen gestattet war. So geschah es, daß in den Kasernen alle möglichen Gewerbe getrieben wurden; namentlich gewannen viele Soldatenweiber Geld durch das Klöppeln von Gold- und Silberspitzen, welche damals fast alle Frauen des Bürgerstandes an ihren Mützen trugen. Bis weit in dieses Jahrhundert hinein sah man solche Mützen, vielleicht tragen alte Frauen sie noch heut in entlegenen Orten. Wer gar nichts weiter konnte, der strickte wollene Strümpfe, oder drehte fleißig den „Morgenstern," das Wollspinnrad.

Es sah damals in einer Kaserne aus wie in einer Fabrik.

Der Exercierübungen gab es damals so wenige, daß der gemeine Mann namentlich eigentlich von der Reveille bis zum Zapfenstreich seinen Privatgeschäften nachgehen konnte, ja, er durfte, da es noch keinen Compagnie-Appell gab, den ganzen Tag außer der Kaserne zubringen, wenn er nämlich zu den „Sichern" gehörte, d. h. nicht im Verdachte der Desertion stand.

Nur die lange Dienstzeit und die eiserne Disciplin konnte unter solchen Verhältnissen den soldatischen Sinn und Tact einigermaßen aufrecht erhalten.

Eine gemeinschaftliche Speisung der Mannschaften gab es ebenfalls noch nicht, Jeder beköstigte sich, wo und wie er wollte; sogenannte Garküchen, auf den Geschmack und den Beutel der Soldaten eingerichtet, fanden sich immer in der Nähe der Kasernen. In jeder derselben war aber auch ein „Knapphans" d. h. ein Marketender, der mit Bier und Branntwein, Brod, Wurst, Käse u. dgl. m. handelte.

Diese Knapphänse, der Name kommt vermuthlich von „abknapsen" her, waren verheirathete Avancirte, denen gegen Erlegung des Servis für sechs Mann, eine Wohnung von Stube, Kammer und Küche im Parterre eingeräumt wurde; in der Stube betrieben sie ihre Schankwirthschaft.

Beim Knapphans war im Winter und bei schlechtem Wetter der allgemeine Versammlungsplatz der Soldaten, welche Erholung suchten; hier erzählten die altgedienten Feuerwerker, oder Unterofficiere ihre Geschichten aus dem siebenjährigen Kriege, es gab renomirte Erzähler darunter, welche stets sicher waren

ihr Publikum zu finden, das sich durch das Anbieten eines Glases zum Antrinken, oder durch Darreichung eines Wurstzipfels auch zuweilen dankbar bezeigte. Die altgedienten Soldaten genossen übrigens eines gewaltigen Ansehens bei den jüngeren Kameraden, die sich ohne Weiteres auch nicht an dem Gespräch betheiligen durften. Der altgediente Kanonier gestattete dem Recruten, d. h. dem Soldaten, der noch kein Jahr diente, niemals zu reden, bevor er gefragt wurde, er redete denselben mit „Du“ an, während der Recrut zu ihm „Er“ sagen mußte, was damals für ehrfurchtsvoller galt. Dagegen erlaubten sich die Altgedienten die ärgsten Späße, die gröbsten Hänseleien gegen die Recruten, denen diese nur Duldung entgegensetzen konnten, denn Beschwerdeführen war damals selten angebracht und brachte überdem um allen Credit bei den Kameraden.

Auch in dem Hause, in welchem Traugott Heinrich Marner, wir geben ihm den Namen, den sich der Junker von Marnow selbst beigelegt, bei der Wittwe Pöschmann wohnte, befand sich zu ebener Erde ein Knapphans, der fleißig besucht wurde, weil er ein wenig weniger knapp mit seinen Waaren war, und

überdem eine dralle, reinliche Frau besaß, die von vielen Unterofficieren und Bombardieren offen und verstohlen geliebt wurde. Ihr Mann war nicht eifersüchtig.

An einem Spätnachmittage, im Februar, es war schon so finster, daß die Frau Fischerin, so hieß die gebietende Schönheit dieses mit Tabacksqualm angefüllten Raumes, das Talglicht, welches in einem Drahtleuchter auf ihrem Tisch stand, hatte anzünden müssen, um nicht den Branntwein beim Füllen der kleinen Gläser zu verschütten, war eine sehr zahlreiche Gesellschaft versammelt.

Die beiden langen Bänke an den Wänden und die vier Stühle waren dicht besetzt mit Unterofficieren, Bombardieren und Kanonieren vom königlichen Feld-Artilleriecorps, Viele standen. Tische gab es nicht, Jeder hielt seinen Bierkrug oder sein Schnapsgläschen in der Hand, Alle rauchten aus ihren Stummeln, wie die kleinen Pfeifen genannt wurden.

Laut und leise geführte Gespräche schwirrten und surrten durch einander.

Am Schänktisch standen drei bis vier galante Krieger, welche mit der schönen Fischerin Conversation

machten und Cour schnitten, während die Dame cokett genug war, sich Allen zugleich angenehm zu zeigen, was sie übrigens nicht abhielt, ihr Geschäft mit Gewandtheit zu besorgen; hier Einem, der schon hoch in der Kreide bei ihr stand, den weiteren Credit zu versagen, der dann seufzend zurückschlich, dort einem Andern, der mehr in Gunst bei ihr war, bei Ueberreichung des Glases discret zuzuflüstern: „Fordere nichts mehr von mir, mein Alter will's nicht leiden, daß ich Dir mehr gebe!"

Mitten im Gespräch winkte sie auch wohl einem hübschen Kanonier und sagte: Hier, Kanonier, ist Dein Glas Bier, Du hast von gestern noch eins gut!"

Die Frau Fischerin kannte ihre Macht und übte dieselbe mit eben soviel Geschick als Unumwundenheit; man konnte ihr eigentlich nichts nachsagen, wenn man auch allerlei munkelte und sie selbst es nicht in Abrede stellte, daß sie gern hübschen jungen Kanonieren etwas zukommen ließ.

„Sehen Sie," pflegte sie zu sagen: „die jungen Menschen haben Niemand, der sich um sie kümmert, und ich komme mir immer vor wie ihre Mutter!"

Man ließ das lachend gelten.

In einer Ecke saßen Hiob Klinker und Heinrich Marner, sie hatten eben eine kleine harte Wurst mit einander getheilt, sie aßen, und tranken ein Glas Dünnbier dazu. Hiob Klinker, der Bombardier, war eine baumlange, mächtige Gestalt mit einem wahren Bullenbeißergesicht, wenn er nämlich die Augen geschlossen hielt, denn diese Augen hatten einen höchst intelligenten, oft sogar verschlagenen Ausdruck. Es waren die Augen eines Fuchses in dem Kopf eines Bullenbeißers auf dem Körper eines Elephanten.

Vor den Beiden standen drei Leute, die sich halblaut, aber lebhaft miteinander unterhielten.

„Na, laß gut sein, Bruder, sie wird die Hiebe bald überwinden, trink' mal drauf!" sagte der Eine tröstend. Der Andere trank und antwortete grollend: „Ueberwinden oder nicht, dem verfluchten Kerl, dem Schnabel aber will ich's schon einträsnken, daß er sie angezeigt hat!"

„Na, Du bist ungerecht," meinte der Dritte: „anzeigen mußte er sie, eine Ohrfeige vor Zeugen durfte er nicht einstecken!"

„Donnerwetter", fluchte der Zweite: „er cujonirte das arme Mädchen auf alle Weise, es war

nicht auszuhalten und warum? weil sie sich nicht mit ihm einlassen wollte, mit dem verdammten Schmierfinken von Unterofficier!"

„Weißt was," begann der Erste wieder, „mir thut das Mädchen auch leid, weil's ein hübsches Mädchen ist, aber so zu haben brauchst Du Dich auch nicht, es ist die Erste nicht, die Hiebe bekommt und wird die Letzte auch nicht sein."

„Und der schuftige Steckelbein schlägt auch zu," lautete die giftige Erwiderung, „als wenn er einen polnischen Recruten vor sich hätte!"

„Der Steckelbein haut zu, wie seine Pflicht ist," meinte der Dritte, „Du bist doch sonst ein vernünftiger Kerl, Carisius, und willst's nur nicht einsehen, weil Du in das Mädchen verschossen bist; Ordnung muß sein, liebe Seele, und weil Ordnung sein muß, darum müssen auch Hiebe sein!"

„Hol' Euch der Teufel!" fluchte der Kanonier Carisius.

„Danke schön," lachte der Tröster, „Du bist ein Schafskopf, liebe Seele, der Dirne können die Hiebe gar nicht schaden, sie braucht nicht so apart zu thun, konnte sich von einem altgedienten Unterofficier wie

es Schnabel ist, wohl mal abküssen lassen, davon wäre ihr nichts entzwei gegangen, vielleicht wird sie nun ein wenig „duse“, und Du selbst hast den Vortheil darin, liebe Seele, denn so viel ich weiß bist Du selber noch nicht weit mit der wilden Katze gekommen!“

„Schmetterer, Ihr seid auch so ein Kerl wie ein Vieh, ohne alles Herz,“ versetzte der verliebte Kanonier grimmig, „ich sage Euch aber, der Schnabel, der verdammte Schmierfinke, soll die Dirne nicht umsonst angezeigt, der Steckelbein soll sie nicht umsonst gehauen haben, das sage ich euch, oder ich will nicht Carisius heißen!“

Wüthend ging der Kanonier fort.

„Du, Schmetterer, der Kerl wird doch keine Dummheiten machen?“ fragte der Dritte ängstlich.

„Pah!“ entgegnete der Gefragte, gleichmüthig die Asche in seinem Stummel niederdrückend, „das bellt nur, aber beißt nicht!“

In dem Augenblick streckte Hiob Klinker seine Hand aus, tippte mit dem colossalen Finger den Bombardier in die Seite, daß er zusammenfuhr und sprach: „Du, Schmetterer, was ist denn das für

eine Geschichte, über die der Carisius so fuchsteufelswild ist!"

„Was soll's sein?" antwortete Schmetterer, sich umdrehend, „eine dumme Weibergeschichte; da ist ein Mädchen in der Kaserne, eine Schwestertochter, oder so was, von dem Unterofficier Hagelmann, Caroline Götze glaube ich, ein hübsches Mädchen, der Unterofficier hat sie zu sich genommen an Kindesstatt, die ziert sich ein Bischen und thut apart; na, das thut nicht gut und der Unterofficier Schnabel, schön ist der Kerl freilich nicht, ist ihr nachgegangen, der Carisius auch und noch etliche Andere, sie hat sie aber Alle abgetrumpft; dagegen läßt sich nichts sagen, wenn's mit Manier geschieht, aber sie hat sich so kratzbürstig angestellt, daß Alle wüthend auf sie sind, nur der dumme Kerl der Carisius nicht, der sich Alles von ihr gefallen läßt. Neulich hat nun Schnabel den Dienst als Kasernen-Aufseher, und die Dirne steht gegen die Ordnung mit ihrem Waschfaß mitten im Gange, er schickt sie hinein, als er zurück kommt aber ist die Dirne immer noch da, der Unterofficier flucht und droht, das Mädchen lacht ihn aus, er packt

sie am Arm, wahrscheinlich ein Bischen derb, und sie giebt ihm eine Ohrfeige, wahrscheinlich auch ein Bischen derb, denn seine Backe brannte noch eine Stunde nachher wie helles Feuer, ich hab's selbst gesehen. Der Schnabel, der die Dirne sicherlich gern auf eigene Hand abgestraft hätte, denn er ist eigentlich ein guter Kerl, mußte wohl Anzeige machen, denn es waren Leute genug dabei. Der Herr Capitain schickte das Mädchen in den Brummstall, wo sie sich wie unsinnig hatte, und der Adjutant brachte den Fall vor's Regimentsgericht, von dem sie zu fünfundzwanzig Ruthenhieben verurtheilt wurde. Die hat sie denn heute bekommen und liegt im Lazareth. Da ist der Carisius, der dumme Kerl, nun auch wüthend auf den Steckelbein, als wenn der nicht seine Pflicht hätte thun müssen. Das ist die ganze Geschichte!"

Bombardier Schmetterer ging zum Schänktisch, Marner aber wendete sich zu Klinker und sagte: „das ist doch scheußlich, ein Mädchen zu hauen!"

„Du bist wohl verrückt?" fragte Klinker.

„Wie so?" entgegnete Marner verwundert.

„Plagt Dich denn der Teufel, Heinrich," fuhr Klinker fort, „was sollte denn aus der Ordnung

werden, wenn jede Dirne einen Unterofficier mit Ohrfeigen bedienen dürfte?"

„Man konnte sie aber doch anders bestrafen!" meinte Marner schüchtern.

„Du kennst das Weibsvolk in der Kaserne schlecht, wenn Du das denkst," belehrte der Bombardier wichtig, „ohne Hiebe ist da nicht durchzukommen!"

Heinrich Marner schüttelte den Kopf.

„Du bist wohl auch in das Mädchen verliebt?" fragte Hiob spöttisch.

„Ich kenne sie gar nicht, so viel ich weiß, habe ich sie nie gesehen!" erwiderte Heinrich.

„Na, dann kannst Du Dein Maul halten und brauchst nicht so verdammt dummes Zeug zu reden!" sagte der Bombardier grob.

„Du bist ein Lümmel!" trumpfte Heinrich auf.

„Ich bin ein Lümmel, welcher eine hübsche Schwester hat!" bemerkte Hiob listig.

„Du weißt," versetzte der Kanonier ernsthaft, „daß ich es nicht wünsche von vergangenen Zeiten zu reden!"

„Alle Wetter," lachte der Bombardier höhnisch, „thue nur nicht so vornehm, Kanonier Marner, Du wirst mir doch nicht verwehren wollen von meiner

Schwester zu reden? he! und ist Kerenhapuch, trotz ihres dummen Namens, nicht ein ganz verwettert hübsches Mädchen? Sei kein Narr, Heinrich, ich weiß doch, was ich weiß, Du bist in Kerenhapuch verschossen und sie in Dich, und das ist immer ein Hauptgedanke bei mir, daß Du Feuerwerker oder Officier wirst, und dann meine Schwester heirathest. Siehst Du, alter Junge, sonst dachte ich, der Heinrich heirathet Kerenhapuch, und ich heirathe Fräulein Sophie Dorothee, versteht sich, wenn ich Officier bin, das Letztere habe ich aufgegeben, Deine Schwester ist schon Braut; nicht meine Schuld, es ging zu langsam mit meinem Avancement, aber ich weiß, die Kerenhapuch, die wartet auf Dich, die nimmt keinen Andern. Sei kein Esel, Heinrich, das Mädchen ist hübsch und sanft, und meine Alte ist eine Wirthin, wie Du weißt, da giebt's eine fette Erbschaft. Du mußt mein Schwager werden, wenn ich auch der Deine nicht werden kann!"

Der Kanonier hörte das ruhig mit an, aber erwiderte kein Wort, und Hiob Klinker war zufrieden damit, er nahm das Stillschweigen für Zustimmung.

Gespräche der Art gehörten zu den schwersten

Prüfungen für den armen jungen Menschen; er hatte dem Bruder kein Wort von der Liebschaft Kerenhapuchs mit dem jungen Baron Renger von Rabenberg gesagt, und verschloß Alles in sich; aber es gab ihm immer einen Stich durchs Herz, wenn Hiob auf diesen Gegenstand kam, und das geschah sehr oft.

Hiob Klinker war ein ganz eigenthümlicher Gesell; er liebte sich selbst sehr, mit einem ganz naiven Egoismus und vieler Schlauheit, festem Willen und nicht gemeinen Talenten schlug er sich tapfer durchs Leben; aber beinahe so sehr wie sich selbst liebte er seinen Jugendfreund Heinrich, und zwar vorzüglich um der Mutter willen, denn wie eine Heilige in zartester Weise verehrte der riesige Bombardier die selige Frau von Marnow, die Wohlthäterin seiner Kindheit. Es war ihm immer, als habe ihn die edle Frau zum Hüter und Beschützer ihres Sohnes eingesetzt, und dieses Amt übte er endlich in seiner Weise. Er selbst hatte nicht die Neigung zu Fräulein Sophie Dorothee gehabt, wie sie Traugott Heinrich zu Kerenhapuch hatte, aber er war entschlossen gewesen das arme Fräulein zu heirathen, sobald er Officier geworden, eben weil sie die Tochter der Frau von

Marnow war. Als er vernahm, daß die graue Excellenz das Fräulein mit dem Lieutenant von Sandow verlobt, hatte ihn das allerdings unangenehm berührt, weil es seine Pläne für die Zukunft störte, doch hatte er sich bald darüber getröstet, und rechnete jetzt nur noch darauf, seine Schwester mit Heinrich zu verheirathen, weil er glaubte, daß er dadurch Heinrichs Wünsche erfülle und den Sohn seiner verehrten Wohlthäterin glücklich mache. Er war dabei so großmüthig, daß er sich vorgenommen hatte, das Paar bis zur Erbschaft so zu unterstützen, daß es sorgenfrei leben könne, denn er selbst war entschlossen, ehelos zu bleiben, weil er nun doch die Tochter der seligen Frau von Marnow nicht heirathen konnte.

Das war das Stück Poesie in der Seele dieses mächtigen Menschen, der so hart und derb durchs Leben ging, und sonst so schlau und scharf zu berechnen wußte. Vielleicht hatte er schon darum seinen Jugendfreund beredet, sich des Adels zu entschlagen, damit derselbe um so leichter Kerenhapuch zum Weibe nehmen könne.

Heinrich war begreiflicher Weise der Einzige, mit welchem Hiob von diesen Plänen sprach, und that das

so oft und so ohne das, was man Delicatesse nennt, daß sich der junge Kanonier, für den ja die Sache ganz anders stand, aufs Allertiefste verletzt fühlte. Niemals aber sagte er ein Wort dagegen, es wäre ihm nicht möglich gewesen den Freund von Kerenhapuchs Untreue zu unterrichten; mit ächt märkischer Starrheit verschloß er das in sich. Uebrigens klang aus allen Reden Klinker's, so unbändig roh sie auch oft waren, doch immer ein Ton jener zarten Verehrung für die selige Frau von Marnow hindurch, und dieser Ton that dem Herzen Heinrichs so wohl, daß er das Uebrige darum allein geduldig ertrug.

Auch heute ließ er den Freund reden und blieb nicht ungerührt, als der ihm sagte: „sobald Du Feuerwerker bist, machst Du Hochzeit, es soll Euch nicht knapp gehen, alter Junge, dafür bin ich da; so lange die Alten in Heidersdorf nichts herausgeben, gebe ich von meinem Tractement her, Du weißt, daß ich nicht viel brauche. Ziere Dich nicht, alter Junge, ich will Dir ja nichts schenken; sei kein Esel, Heinrich, wenn die Alte in Heidersdorf stirbt und wir die Erbschaft machen, dann rechne ich Alles, was ich Euch gegeben habe, der Kerenhapuch an. Uebrigens

verlange ich auch, daß Ihr mich bei Euch wohnen laßt, ich esse auch bei Euch, gegen billiges Kostgeld versteht sich, und erbiete mich endlich, wenn's grade nicht anders geht, Eure Kinder zu wiegen. Artillerie ist überall zu brauchen, und wenn Deine Jungen wachsen, dann zeigt sich Hiob Klinker erst in seinem rechten Glanze, dann lehre ich sie Sprühteufel machen und Schwärmer und allerhand solches dummes Zeug, wobei sie sich vielleicht die Finger verbrennen und die Fratzen versengen, aber sich doch schon so ein Bischen von Weitem auf die Artillerie vorbereiten. He! was sagst Du, alter Junge!"

„Du bist ein guter Kerl, Hiob!" antwortete Heinrich und reichte dem Elephanten die Hand.

In diesem Augenblick rief ein Soldat in die Stube: „Ist der Kanonier Marner hier?"

„Hier bin ich!" antwortete Heinrich aufstehend.

„Es ist ein Reitknecht draußen, der einen Brief für Dich hat!" lautete die Antwort, und krachend flog die Thür wieder in's Schloß.

Die beiden Freunde gingen hinaus.

Draußen wartete wirklich ein Reitknecht in der stattlichen blauen Livree mit goldenen Litzen des Hauses

Margendorff, der einen Brief in der Hand hielt und mit sichtlich großer Verwunderung und Neugierde auf den Kanonier blickte, der ihm den Brief abnahm.

Was heute keine Aufmerksamkeit erregen könnte war damals etwas ganz Unerhörtes. Ein adeliger Cornet vom Leibcarabinier-Regiment schickte seinen Reitknecht zu einem gewöhnlichen Kanonier vom Feld-Artilleriecorps, ließ sich demselben empfehlen und um sofortige Antwort auf seinen Brief bitten!

Heinrich Marner öffnete den Brief mit einigem Verdruß, denn es war ihm nicht lieb, daß sein Vetter den Reitknecht geschickt hatte, das mußte ein Aufsehen unter den Kameraden machen, welches er scheute. Als er aber den Brief gelesen, war sein Verdruß verschwunden und mit großer Zufriedenheit sagte er dem Reitknecht, daß er sich am nächsten Morgen bei dem Herrn Cornet melden werde.

Kopfschüttelnd zog der vornehme Diener des vornehmen Hauses ab, Heinrich aber faßte den Arm seines Freundes, führte ihn durch den dunkeln Hof in das Stübchen des Hinterhauses, wo die Mutter Pöschmann fleißig am Spinnrade war und „ihren" Soldaten beim Eintritt freundlich zunickte.

„Willst Du mir Etwas sagen, Heinrich?" sprach der Elephant und der Sessel knackte, auf den er sich niedersetzte.

„Ja, Hiob, mein Treuer!" erwiderte der Kanonier freudig bewegt.

„Das muß was extra Gutes sein, alter Junge?"

„Ich denke so," versetzte Heinrich, nahm Platz neben dem Freunde und sprach leise: „Mein Herr Vetter, der Cornet Hans Carus von Margendorff" — er sagte das in einem Tone, der zum großen Mißfallen des schlauen Elephanten nicht geringen Stolz auf die adelige Vetterschaft verrieth — „hat sehr brav an mir gehandelt; ich bat ihn als er hier war, dafür zu sorgen, daß sich die Familie nicht um mich bekümmere, mich ungestört in meinem Berufe lasse, das hat er denn bewirkt; die graue Excellenz will nichts von mir hören, sich nicht um mich bekümmern, aber nicht, wie mein Vater, weil ich Soldat geworden bin, sondern nur, weil ich mich meines angebornen Adelstandes begeben; das thut mir leid, denn die graue Excellenz ist eine vortreffliche Frau, aber ich kann's nicht ändern. Dagegen hat der Vetter Hans Carus, es ausgewirkt, daß der General von Berg, der Stief-

sohn der grauen Excellenz, dessen Liebling der Cornet immer war, mir monatlich eine Zulage von fünf Thalern giebt, so lange er lebt, und der Bräutigam meiner Schwester, der Lieutenant Franz von Sandow, auch ein Vetter von uns, wird mir ebenfalls monatlich fünf Thaler geben, so daß ich zehn Thaler monatlich Zulage habe. Morgen soll ich zu meinem Vetter kommen und mit ihm besprechen, wo ich mir das Geld abhole. Was meinst Du, Hiob, ist das nicht eine gute Nachricht?"

„Sicher," erwiderte dieser erfreut und theilnehmend: „die Zulage wird Dir Deinen Weg um Vieles leichter machen, Du wirst nun wenigstens ein paar Jahre früher Feuerwerker werden, als das sonst möglich gewesen wäre, denn Du kannst nun die ganze Zeit auf Deine Ausbildung verwenden und hast nicht nöthig, Nebenverdiensten nachzujagen, die immer viel Zeit kosten. Am meisten aber freut es mich, daß Deine Familie so verständig ist, keinen Lärmen zu machen, daß sie Dich ruhig in Deinem Beruf läßt und Dich dabei noch unterstützt und zwar ganz anständig!"

„Nicht wahr, zehn Thaler sind eine hübsche Zu-

lage für einen Kanonier?" fragte Heinrich mit dem glücklichsten Lächeln in seinem breiten Angesichte.

„Ich kenne Officiere genug, die Decken hoch springen würden!" erklärte der Elephant mit listigem Augenzwinkern.

„Die beiden Freunde sprachen noch lange über die nützlichste Verwendung dieser Zulage, welche nach den bescheidenen Ansprüchen der Zeit allerdings sehr bedeutend war.

Noch am Abend holte sich Marner den nöthigen Urlaub ein und am folgenden Morgen machte er sich zur bestimmten Zeit auf, den Cornet zu besuchen.

Er hatte übrigens nicht weit zu gehen, denn Hans Carus wohnte in der Friedrichsstraße, nicht fern der Weidendammer Brücke, in dem Hause einer reichen Wittwe, die mit einem Kriegskameraden seines Vaters vermählt gewesen.

Als Heinrich in das Zimmer seines Verwandten trat, sah er auf der Stelle, daß es sich da um eine Abreise handele, denn auf allen Tischen und Stühlen lagen Uniformstücke, Wäsche und andere Gegenstände zum Einpacken bereit. Hans Carus saß an einem Fenstertischchen und siegelte einen Brief.

„Guten Morgen, Vetter!“ rief er dem Eintretenden hastig aber freundlich entgegen: „setze Dich, suche Dir einen Platz, dort nimm den Stuhl und wirf die Wäsche herunter; Du findest mich in großer Eile und Aufregung, ich kann nur flüchtig mit Dir reden, aber es ist mir lieb, daß Du gekommen bist; Mittag bin ich schon fern von Berlin, ich hatte noch keine Ahnung davon, als ich Dir gestern schrieb, ein Officier von unserm Regiment brachte mir gestern Abend spät das Packet!“

Hans Carus kam und nahm Platz neben seinem Vetter, dann erklärte er weiter: „Se. Maj. der König hat die Gnade gehabt, mich zum Lieutenant zu befördern, ich bleibe beim Regiment, muß aber nach Havelberg und übermorgen dort ein Commando übernehmen, ich muß sofort abreisen; und ich danke Dir, lieber Vetter, weiß, daß Dein Glückwunsch von Herzen kommt, habe mich auch sehr gefreut, wenn ich nur nicht so plötzlich abreisen müßte, bin in großer Verlegenheit, doch — das läßt sich nicht ändern!“

Der neueste Lieutenant der königlichen Armee seufzte, faßte sich aber rasch und fuhr fort: „machen wir unsere Sache rasch ab, ich habe Dir das von

der grauen Excellenz geschrieben, die Frau hat Recht, Du hast nicht die Befugniß, Deinen Adel aufzugeben, indessen, ich will Dich damit nicht weiter incommodiren; ist Dir's recht, so kannst Du Dir monatlich Deine zehn Thaler hier bei der Besitzerin dieses Hauses, der verwittweten Obristlieutenantin von Parsenow, abholen. Es ist eine gute alte Frau, nachher gehe ich hinunter zu ihr, um Abschied zu nehmen, da will ich Dich gleich vorstellen, Du schreibst immer nur einen Zettel „zehn Thaler erhalten", und Deinen Namen darunter. Ist Dir das recht?"

„Es ist mir Alles recht, Herr Lieutenant," antwortete der Kanonier: „ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Alles, was Sie freundlich und gütig für mich gethan haben und ich wünschte nur, daß sich mal eine Gelegenheit fände, bei welcher ich Ihnen einen Dienst leisten könnte!"

„Dienst leisten?" rief der Lieutenant aufspringend, er stand auf und überlegte einen Augenblick, dann sprach er ernst: „und wenn ich Dich beim Worte nähme, Vetter?"

„Das würde mir eine wahre Freude sein, Herr Lieutenant!" entgegnete der Kanonier und stand auf.

„Bei Gott!“ rief der Lieutenant, „Du bist nie zu so gelegener Zeit zu mir gekommen; ich Narr dachte gar nicht daran, Du kannst Etwas für mich ausrichten, Vetter, was so gut wie Du, gar kein Anderer übernehmen kann; freilich wird es Dir Mühe machen, auch vielleicht Zeit kosten!“

„Was habe ich zu thun, Herr Lieutenant?“ fragte der Kanonier rasch und sein gutes Gesicht röthete sich vor Freude, daß er sich dankbar zeigen konnte.

„Vetter, Du bist ein guter Kerl,“ fuhr Hans Carus fort: „ich weiß, daß ich Dir vertrauen kann, Du wirst's ausrichten, Dir kann ich's eher sagen wie jedem Andern — nun, es handelt sich um die Abgabe von zwei Briefen, willst Du sie besorgen?“

„Ganz gewiß!“ erwiderte Heinrich, der nicht umhin konnte, ein wenig zu lächeln.

„Ja, lache nur,“ rief der Lieutenant, der das bemerkte: „die Sache ist nicht so leicht wie Du denkst. Hier, kannst Du diese beiden Briefe besorgen?“

Der Officier hielt dem Kanonier zwei versiegelte Briefe hin, dieser warf einen Blick darauf und sah ihn beinahe erschrocken an, denn die Adresse des einen

Briefes lautete: „An den Rosa-Domino," der andere Brief aber hatte gar keine Adresse.

Hans Carus lachte über die Betroffenheit, die sein dienstwilliger Verwandter zeigte.

„Nun ganz so schlimm ist es nicht, wie Du Dir denkst, begann der Lieutenant leise und erröthend, „der Roso-Domino wohnt in der Burgstraße, in dem Hause des Herrn von Viebahn, eine Treppe hoch; Vetter, es kommt darauf an, dem Fräulein Rosa von Rothenburg, der Tochter der Frau Gräfin von Rothenburg, diesen Brief heimlich, so daß es Niemand merkt, zukommen zu lassen, kannst und willst Du das?"

„Fräulein Rosa von Rothenburg, Burgstraße, Haus des Herrn von Viebahn!" flüsterte die Namen wiederholend der Kanonier, dann setzte er laut hinzu: „geben Sie mir den Brief, Herr Lieutenant, ich werde denselben unbemerkt in die Hände des Fräuleins von Rothenburg bringen!"

„Mit sehr ernster Miene übergab der junge Officier das Schreiben, Heinrich legte es in seine große Brieftasche. Hans Carus seufzte, als er sein zierliches Briefchen in dem großen ledernen Behältniß

verschwinden sah, welches der Kanonier seine Brieftasche nannte. Es sah fast aus, als werde er es zurückverlangen.

Der junge Mann hatte seine Rose noch zweimal gesehen seit jener Assemblée bei dem Gouverneur von Berlin, er genoß in vollen Zügen das Glück der ersten Liebe, da kam jene Botschaft, die ihm freilich die Beförderung zum Lieutenant brachte, ihn zugleich aber auch zwang, sich sofort nach Havelberg zu begeben. Er hatte keine Möglichkeit, die Geliebte vor der Abreise noch zu sehen, er mußte schreiben, ohne zu wissen, wie er dem Fräulein den Brief zukommen lassen sollte; er hatte nicht den Muth, sich dem gelben Reiter anzuvertrauen, da kam Heinrich, der Vetter von der Artillerie. Der übernahm den Brief, ohne weitere Bekenntnisse zu verlangen. Aber der junge Lieutenant fühlte sich doch sehr beunruhigt.

„Vetter!" begann er noch ein Mal: „die Frau Gräfin von Rothenburg hat zwei Töchter, die andere, eine junge schöne Frau, heißt Idalie und ist die Wittwe eines Herrn von Taubenheim, an die ist der Brief nicht, gerade die darf den Brief nicht sehen,

verstehst Du mich? nur an Fräulein Rosa von Rothenburg darf er abgegeben werden!"

„Ich habe Alles verstanden," erwiderte Heinrich ernsthaft: „Sie können sich sicher darauf verlassen, Herr Lieutenant, daß der Brief unbemerkt in die Hände des Fräuleins Rose von Rothenburg kommt!"

„Der andere Brief hier," fuhr der Lieutenant fort, der sich endlich etwas beruhigt zu haben schien: „ist nicht so dringend, Du kannst Dir mit der Besorgung Zeit nehmen, besorge Du nur den ersten, danach denke an diesen!"

Auch der Brief ohne Adresse verschwand in der riesigen Ledertasche, ihm aber schickte Hans Carus lange nicht so ängstlich besorgte Blicke nach wie dem ersten. Ja, er vergaß in der Zerstreuung sogar die nöthigen Erläuterungen zu geben.

„Wo gebe ich diesen Brief ohne Adresse ab?" fragte der Kanonier endlich.

„Ja so", erwiderte der Lieutenant lachend, „weißt Du die Scheffelgasse?"

„Nein!" gestand Heinrich mit einiger Beschämung.

„Du wirst sie aber leicht finden", meinte Hans

Carus trocken, „sie ist hinter dem Kammergericht; mitten in dieser Gasse ist ein kleines schlechtes Haus, Du kannst nicht irren, es ist in der Mitte das einzige und steht ganz einzeln. Geh' da hinein und wenn Du Einen darin findest, so sage ihm, Du habest einen Brief an die Dame im Gartenhause; nimmt man Dir darauf den Brief ab, so ist's gut, weiß man aber von nichts, oder stellt sich so, dann hast Du freilich eine ziemlich schwierige Aufgabe. Du mußt dann auf irgend eine Weise in den großen Garten zu gelangen suchen, der hinter diesem Hause ist; in diesem Garten ist ein Gartenhaus mit einem Säulengang davor; öffnet man Dir, so giebst Du den Brief ab und sagst, er komme von dem Lieutenant von Margendorff, öffnet man nicht, so steckst Du den Brief an die Thürklinke, oder sonst wohin, wo er leicht zu finden ist und gehst Deiner Wege!"

Der Kanonier nickte und erklärte sich bereit, auch diese schwierigere Aufgabe zu lösen.

Die beiden Vettern sprachen noch einige freundliche Worte, gingen dann zu der alten Frau von Parsenow, die sich bereit erklärte, dem Artilleristen seine Zulage zu zahlen, dann nahmen sie Abschied

von einander und gleich darauf eilte der Kanonier der Burgstraße zu.

Der gute Junge wollte keine Minute verlieren, seinem Vetter gefällig zu sein, mußte auch den ihm für diesen Vormittag ertheilten Urlaub benutzen, da er wußte, daß er am andern Tage Dienst hatte.

Unterwegs machte sich Heinrich seinen Plan; er wollte für heute nur das Terrain recognosciren, später die Persönlichkeit des Fräuleins von Ansehen genau kennen lernen, um keinen Mißgriff zu machen, und dann erst zur Ausführung seines Auftrags schreiten. Es war etwas Methodisches, Ueberlegtes und ruhig Erwartendes in dem jungen Kanonier.

Sehr leicht fand er das Viebahn'sche Haus in der Burgstraße, er wollte eben in die offene Thorfahrt, eintreten, als eine sehr elegant gekleidete Dame, welche hinter ihm hergekommen war, an ihm vorüberrauschte und in das Haus ging.

Im Vorüberstreifen warf diese Dame einen Blick auf den Kanonier und dieser sah betroffen in ein edles Angesicht, dessen strenger Schnitt durch die Freundlichkeit und Milde der bei alledem ernsten Augen gemildert wurde. Ohne sich eigentlich dessen, was er

that, recht bewußt zu werden, folgte Heinrich dem magnetischen Einfluß, den diese Erscheinung auf ihn ausübte, er ging hinter ihr her durch die düstere Thorfahrt und würde wahrscheinlich auch hinter ihr her die Treppe hinaufgestiegen sein, so groß war seine augenblickliche Bethörung und die Anziehungskraft, welche diese Dame auf ihn übte, wenn er nicht plötzlich Stimmen vernommen und über sich geblickt hätte.

Der heraufsteigenden Dame kam eine herabsteigende entgegen, sie standen auf dem ersten Treppenabsatz; der Kanonier konnte jedes Wort vernehmen, was sie sprachen.

„Ah! siehe da! meine liebe Frau von Böhn!" rief die herabsteigende Dame.

„Wie geht es Ihnen, Fräulein Rose?" fragte die heraufsteigende.

Die Damen umarmten und küßten sich, der Kanonier hatte bei der Anrede „Fräulein Rose" die Ohren gespitzt wie ein Schlachtroß, welches aus der Ferne den Trompetenton vernimmt; die Bethörung war verschwunden, der Beauftragte des Carabinier-Officiers lag auf der Lauer.

„Oh! wie ist das schade!" rief Fräulein Rose,

„Sie lassen sich so selten bei uns sehen, liebe, schöne Frau, und nun sie einmal kommen, muß ich gerade ausgehen, ich kann nicht umkehren mit Ihnen, denn ich habe mich mit Lottchen Arnim verabredet, die mich erwartet!“

„Heute gilt mein Besuch gar nicht Ihnen, Fräulein Rose,“ erwiderte Frau von Böhn, trösten Sie sich, ich komme im Auftrage meiner Schwester Jacobine, um mit der Frau Gräfin von Rothenburg und der Frau von Taubenheim etwas zu verabreden, was selbst für Sie, liebes Fräulein, noch ein Geheimniß bleiben muß!“

„Sie finden meine Mutter bei meiner Schwester zur Verschwörung bereit!“ scherzte das Fräulein.

„Wir sehen uns morgen bei Frau von Bieberstein!“ sagte Frau von Böhn.

„Ich freue mich sehr darauf,“ erwiderte Fräulein Rose, „Frau von Bieberstein ist so liebenswürdig, ich befinde mich in keinem Hause so wohl wie dort!“

„Das werde ich meiner Schwester sagen, sie wird sich sehr geschmeichelt fühlen, denn sie liebt die Rose von Rothenburg mehr als alle andern Rosen; aber

ich darf Sie nicht länger aufhalten, Fräulein, sonst ziehe ich mir Lottchen Arnims Feindschaft zu!"

Die Damen nahmen sehr freundlichen Abschied von einander.

Der Kanonier hatte unterdessen den Brief an den Rosa-Domino aus seiner ungeheuren Brieftasche genommen; er hatte gehört, daß die herabsteigende Dame Fräulein Rose und Rose von Rothenburg genannt wurde, er hatte ferner gehört, daß sie selbst die Gräfin von Rothenburg als ihre Mutter, die Frau von Taubenheim als ihre Schwester bezeichnete, er konnte nicht zweifeln, daß sie die Adressatin des Briefes. Eine günstigere Gelegenheit aber konnte er zur Vollziehung seines Auftrages nicht finden.

Als Fräulein Rose die letzte Stufe der Treppe hinuntertrat, stand sie vor dem Kanonier und fuhr erschreckt zusammen, als dieser ihr, ohne ein Wort zu sagen, den Brief überreichte. Sie warf einen forschenden Blick auf den Boten und zögerte, den Brief anzunehmen, endlich fragte sie leise: „von wem ist der Brief?"

„Vom Herrn von Margendorff," erwiederte der Kanonier.

Hastig nahm das Fräulein den Brief und wie der Blitz fuhr Heinrich zur Thür hinaus und lief die Straße hinunter; er war ungemein stolz, daß er seinen ersten Auftrag so schnell und glücklich besorgt. Er war geneigt, diesen Tag als einen Glückstag zu betrachten, und da es noch nicht zehn Uhr war, so beschloß er sofort, auch seine zweite Aufgabe in Angriff zu nehmen und in der Scheffelgasse wenigstens etwas zu recognosciren.

Fast laufend erreichte er das Kammergericht und kam etwas außer Athem in der Scheffelgasse an. Er ging die einsame Gasse zwischen den Gartenmauern hinunter, als er plötzlich Schritte hinter sich hörte, er drehte sich um und stand vor einem hübschen Frauenzimmer, das etwas besser gekleidet war als ein Dienstmädchen, welches verweinte Augen und ein gelbes Halstuch hatte, ihn aber doch sofort freundlich als einen Bekannten begrüßte.

Etwas gezwungen gab der Kanonier den Gruß zurück.

„Er kennt mich wohl nicht, Kanonier?“ fragte das Mädchen, „ich habe Ihn bei meinem Vetter, dem Unterofficier Hagelmann gesehen!“

Der Kanonier, der sich so höflich mit „Er“ anreden hörte, denn das galt damals für viel höflicher als Du, that jetzt artig, als besinne er sich auf das Mädchen, obwohl das nicht der Fall war.

„Ich komme eben von meiner Line,“ fuhr das Mädchen mittheilsam fort, „sie liegt im Lazareth, aber es wird ihr nichts schaden, hat der Feldscheer gesagt, Gott sei Dank! Sie haben das arme Thier zerhauen, es ist zum Erbarmen, er sollte das mal sehen! der schlechte Kerl, der Schnabel!“

Heinrich begriff jetzt, daß er die Schwester der Caroline Götze vor sich habe, an welcher am Tage vorher eine Execution vollstreckt worden und beeilte sich nun, dem Mädchen zu sagen, daß das ganze Feldartilleriecorps sehr entrüstet gegen den Unterofficier Schnabel sei, der dem Mädchen eine so strenge Strafe zugezogen.

„Ach!“ meinte das Mädchen, „es ist nicht um der Hiebe Willen, obgleich das arme Thier, die Line, schrecklich aussieht, es ist eine Schande, denn meine selige Mutter war von der Colonie und wenn unser Vater auch in der Armuth gestorben, so war er doch Beamter; ich bin hier bei meinem Vetter, dem Gärtner

Collonge, der hat mich zu sich genommen, als der Vater starb; er wollte auch die Line zu sich nehmen, denn die Line ist hübsch und hätte ihm zum Verkauf von Obst und Blumen gepaßt, aber der Vetter Hagelmann wollte sie durchaus haben, da ist sie zu ihm gezogen und nun hat es so kommen müssen. Es geht zwar oft knapp bei dem Vetter hier, denn er hat viele Kinder, aber mit den Herrlichkeiten, die in der Kaserne sind, mit denen ist es auch nicht weit her; und wenn der Vetter auch mal derb zuschlägt, wenn er ein bischen getrunken hat, so ist dabei doch keine Schande, denn er ist immer ein Verwandter, aber vom Profoß öffentlich mit Ruthen gehauen werden, das ist eine Schande und die Line, das arme Thier, ich sag's Ihm, Kanonier, die verwindet das ihr ganzes Leben lang nicht!"

Das Mädchen weinte wieder, Heinrich in seiner Gutmüthigkeit versuchte zu trösten, was ihm auch wider sein eigenes Erwarten gelang; das Mädchen schaute ihn schon wieder mit hellen Augen an, als er vor einem kleinen schlechten Hause in der Mitte der Gasse stille stand.

Heinrich erkannte das ihm bezeichnete Haus.

„Wohnt Sie hier, mein hübsches Kind?“ fragte der listige Kanonier.

„Ja,“ antwortete die Dirne, „aber was sucht Er denn eigentlich hier?“

„Wie heißt Sie denn?“ forschte der schlaue Heinrich.

„Julie Götze!“ entgegnete die Gefragte, indem sie die Augen niederschlug.

Alle Mädchen schlagen die Augen nieder, wenn sie einem Manne ihren Namen sagen.

„Nun, schöne Julie,“ fuhr der diplomatische Kanonier fort, indem er Julie, wie das Mädchen, französisch „Schüli“ aussprach, denn er fühlte, daß sie darauf einen Werth legte, weil ihre Mutter zur französischen Colonie gehörte, die damals noch etwas „Apartes“ war und Anspruch auf eine gewisse Auszeichnung hatte. „Nun, meine schöne Julie, Sie könnte mir einen rechten Gefallen thun, denn Sie weiß hier gewiß recht gut Bescheid und ich bin gänzlich unbekannt!“

„Wenn ich Ihm dienen kann,“ versetzte Julie rasch, „so kann Er mir's nur sagen, ich weiß hier Bescheid!“

„Ich soll da," erklärte Heinrich, indem er seine furchtbare Brieftasche herauszog, „einen Brief abgeben in einem Gartenhause mit einem Säulengang, der in einem Garten hier hinter diesem Hause ist, ich habe aber vergessen, wem der Garten gehört!"

„Da kann ich Ihm helfen," rief das Mädchen lachend und sichtlich erfreut, daß sie dem Kanonier helfen konnte, „das Gartenhaus mit den Säulen ist im Gräflich Haugwitz'schen Garten —"

„Richtig, Haugwitz!" rief der heuchlerische Kanonier, der den Namen zum ersten Male hörte.

„Ja," fuhr das Mädchen fort, „hier ist nur der Fuchs'sche Garten und der Haugwitz'sche, aber ein Gartenhaus mit Säulen ist nur im Haugwitz'schen; ich weiß das, der Vetter hat, seit der Herr Graf nicht hier ist, alle Jahre das Obst gepachtet; der Brief wird an die kranke Dame sein, die im Gartenhause wohnt; komme Er mit herein, ich werde Ihn zu der italienischen Mamsell bringen, die wohnt im Pavillon an unserer Mauer, der kann Er den Brief geben, denn zu der kranken Dame selbst wird Er doch nicht gelassen, die sieht keinen Menschen bei sich!"

Unser schlauer Kanonier hatte hier eine Erobe-

rung gemacht, von welcher er sich nichts träumen ließ; Julie zeigte sich im höchsten Grade beeifert, ihm zu dienen; sie faßte seine Hand, führte den willig Folgenden durch das Haus, durch den Hof, durch einen Stall in den Garten ihres Vetters, in dessen Hinterwand eine Thür eingeschnitten war, durch welche man in den Haugwitz'schen Garten gelangte, an dieser Wand befand sich ein kleines Häuschen mit spitzem Dach von sehr verwunderlicher Bauart.

Heinrich wurde ganz genau denselben Weg geführt, wie Hans Carus an jenem Abend.

Aus dem Pavillon erklangen Cithertöne.

„Er hat Glück," sagte Julie stehen bleibend. „Er bekömmt die italienische Mamsell umsonst zu hören, und der Vetter sagt, sie könnte tausend Thaler bekommen, wenn sie im Opernhause singen wollte!"

Wirklich fuhr der Kanonier ordentlich zusammen, als eine mächtige Altstimme plötzlich einsetzte und zur Guitarre sang. Heinrich hatte noch nie eine so gewaltige Stimme vernommen, er hatte gar nicht geglaubt, daß eine Frau so mächtig singen könne. Staunend hörte er zu, die italienische Mamsell aber sang ein italienisches Lied mit einem Ausdruck, der so war,

daß der Kanonier, der sich weder auf Musik verstand, noch ein Wort Italienisch konnte, bald genug klar wurde, daß der Gesang eine Liebesklage war.

Die Dame sang:

„Aje tradetora,
Tu m'aje lassáta
E m'aje scagnata
Pe chella là!
Gnorsi, che chella
De mme è chiu bella
Ma ppe fedele —
Po se vedra!
Lu tradiemento
Che mo mme faje,
Non passa craje
Te lo farà!
E cheste lagreme,
Che mò m'annozzano,
Pazi co anzura,
Aje da scontà!" *)

---

*) O Du Verräther
Hast mich verlassen,
Machst mich erblassen —
Um die da, ach!
Freilich an Jener,
Ist Alles schöner!

Als der Gesang beendet war, führte Julie den Kanonier an die Thür des Pavillons, öffnete diese und rief hinein: Mamsell Angela hier ist ein Soldat, welcher einen Brief für die kranke Dame bringt!"

„Von wem ist der Brief?" fragte die tiefe Altstimme.

Julie wendete sich mit fragendem Blick an den Kanonier, welcher hinter ihr stand.

„Von dem Herrn Lieutenant von Margendorff!" antwortete Heinrich.

Julie wiederholte leise die Antwort.

Die Sängerin stieß einen lauten Schrei aus, Julie sah sich erschrocken erst nach dem Kanonier um, dann blickte sie starr auf die Sängerin, die im nächsten Augenblick vor ihr stand und die Hand nach dem Brief ausstreckte, den Heinrich vor sich hin hielt.

Der Soldat und Julie sahen sich lächelnd an,

Doch ob sie treu ist
Zeigt sich hernach!
Ja, wie Du, Falscher
Mich da betrogen —
Eh' heut verflogen
Täuschet sie sich?
Und diese Thränen
Die Schmerzen, das Sehnen,
Zahlst Du mit Zins mir
Wieder zurück?

als die Sängerin den Brief an ihre Lippen drückte, sich umwendete und mit demselben verschwand.

Nur ein paar große feurige Augen, so schwarz und glänzend wie die Seide, in welche sie gekleidet war, hatte Heinrich bemerkt, wie ein Blitz war die Sängerin erschienen, hatte den Brief genommen und war mit demselben verschwunden.

„Sie hat sich eingeschlossen," sagte Julie bedeutungsvoll, „ich habe sie den Schlüssel umdrehen hören!"

„Ich bin froh, daß ich den Brief bestellt habe," meinte der Kanonier kopfschüttelnd, „er wird doch in die rechten Hände kommen?"

„Da kann Er ganz sicher sein," beruhigte Julie, „die italienische Mamsell nimmt alle Briefe für die kranke Dame an, „aber wie heißt Er denn, ich weiß Seinen Namen noch nicht!"

„Heinrich Marner," versetzte der dankbare Diplomat freundlich, denn er war wirklich dankbar, daß ihm das Mädchen geholfen, seine Commission so schnell und glücklich auszuführen, „ich denke, wir werden uns wieder sehen, meine hübsche Julie, wenn Sie kommt, um Ihre Schwester zu besuchen!"

„Da hat's gute Wege," entgegnete Julie, „ich

gehe nicht gern in die Kaserne, die Soldaten sind immer so dreist, auch habe ich nicht viel Zeit übrig, Mittwochs und Sonnabends bin ich immer von früh bis Mittag mit Obst und Blumen und Grünzeug auf dem Spittelmarkt."

Heinrich verstand diesen kecken Wink, er schaute auf, erröthend senkte Julie den Blick, das Mädchen war wirklich sehr sauber, frisch und hübsch, und ihre Augen hatten einen gutmüthig freundlichen Ausdruck. Auch verrieth ihre Kleidung Geschmack, namentlich machte sich ein kleines gelbes Halstüchlein, das auf der Brust übers Kreuz gelegt und fest gesteckt war, sehr zierlich.

Dem Kanonier gefiel das gelbe Halstuch ganz ausnehmend.

Es war vielleicht die Wirkung des gelben Halstuches, daß er dem Mädchen, als es ihn durch den dunkeln Holzstall führte, ziemlich warm die Hand drückte, die, wenn auch nicht zart und weich, doch klein und rund war.

Das Mädchen trippelte ziemlich langsam durch den Holzstall, der Weg mußte sehr beschwerlich zu passiren sein, oder erwartete sie noch etwas mehr als einen Händedruck von der Kühnheit des Feldartilleriecorps? Es schien fast so, denn das gelbe Halstüchlein hob ein leiser Seufzer, als Julie wieder in den Hof trat.

Doch lächelte sie sehr befriedigt, als sie der Kanonier beim Abschied seiner ewigen Dankbarkeit versicherte, und die Hoffnung aussprach, sie bald wieder zu sehen.

Sie blieb an der Thür stehen und sah dem davon Eilenden mit über die Augen gehaltener Hand nach; zwei Mal blickte sich Heinrich um, er sah das gelbe Halstuch schimmern und grüßte mit der Hand, der Gruß wurde freundlich erwiedert.

Heinrich wäre nun eigentlich gern zu dem jüngsten Lieutenant in Sr. Majestät Armee zurückgekehrt, um ihm Nachricht von der glücklichen Ausführung seiner Aufträge zu geben, denn es war möglich, daß der Lieutenant, da es eben erst Mittag war, seine Reise noch nicht angetreten hatte; doch unterließ er's, um nicht aufdringlich zu erscheinen, sondern schlenderte, seinen Gedanken nachhängend, nach seinem Quartier zurück.

Wir vermögen nicht zu sagen, ob sich diese Gedanken vorzugsweise mit einem gewissen gelben Halstuch beschäftigt, doch können wir nicht umhin zu verrathen, daß der Kanonier jedes Frauenzimmer, das ihm begegnete, ernsthaft darauf ansah, ob es ein gelbes Halstuch trage oder nicht.

Ende des ersten Bandes

Hesekiel, George,

Vier Junker Roman in drei Büchern

Bd.: 1. Band

Berlin 1865